

cardo

EIN BAZAR FÜR DAS THEOLOGISCHE STUDIENJAHR JERUSALEM

Heft 5 des Jahres 5767 • 2007 • 1428



Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Impressum	5

Von Büchern und Menschen

<i>Amira Hass</i> : Morgen wird alles schlimmer. Berichte aus Palästina und Israel	6
<i>Lizzie Doron</i> : Warum bist Du nicht vor dem Krieg gekommen?	8
<i>Valérie Zenatti</i> : Leihst du mir deinen Blick? Eine E-Mail-Freundschaft zwischen Jerusalem und Gaza	9
<i>Margret Greiner</i> : Jefra heißt Palästina. Ein Mädchen in Jerusalem	10
<i>Josef Wohlmuth</i> : Jerusalemer Tagebuch 2003/2004	12

Jerusalem – Gesichter einer Stadt

<i>Katharin Heyden</i> Interview mit Dr. Uwe Gräbe	14
<i>Dr. Sandra Lehmann</i> Situation, Geschichte, Urteil	17
<i>Dr. Joachim Negel</i> „Il passo sospeso della cigogna“ oder Von der grenzüberschreitenden Kraft altchristlicher Taufliturgie	22
<i>Elazar Benyoëtz</i> Der Gott der Weisheit ist Toth	24
<i>Dr. Jörg Schneider</i> Ein Tag an der Erlöserkirche	26
<i>Dr. Michaela Wirtz</i> Tabula rasa, oder: Ein ungewöhnlicher Ansatz der Verständigung	29

Aktuelles aus dem Forum Studienjahr Jerusalem e.V.

Bericht über Paris-Exkursion und Mitgliederversammlung.....	32
Jerusalemer Theologisches Forum	34
Beitrittsformular	37
Neujahrsgruss der Ökumenischen Stiftung Jerusalem	39
Neues Werbematerial	43
NEU: Schreibwettbewerb.....	45
Zu den Autoren	46

Editorial

Was bedeutet es, jetzt in Jerusalem zu leben? Was hat sich nach dem Krieg verändert? Wie beurteilen die Menschen dort die Situation, mit welchen alten und neuen Herausforderungen sind sie konfrontiert und auf welche Weisen versuchen sie, mit der Problematik im täglichen (Zusammen)Leben umzugehen? Spielt Religion eine Rolle in dieser Gemengelage, und wenn ja, welche? Was könnte und sollte getan werden für eine andere, eine friedlichere Zukunft? Das wollten wir herausfinden, als wir Juden, Christen und Muslime, Israelis, Palästinenser und Deutsche in Jerusalem um ihr Wort zur persönlichen und politischen Lage baten. Die fünfte Ausgabe von *Cardo* sollte unter der Überschrift "Jerusalem – Gesichter einer Stadt" so viele verschiedene Sichtweisen wie möglich widerspiegeln.

Das war der Plan. Doch wir merkten bald, dass sich in den (Nicht)Reaktionen der Angeschriebenen vor allem eins widerspiegelt: dass Jerusalem eine geteilte Stadt ist, in der es keinen gemeinsamen Bazar mehr gibt, aber viele – sichtbare und unsichtbare – Mauern, um nicht von *der* Mauer zu reden, die das Land zerteilt. Die Idee, den verschiedenen Stimmen ein Forum zu verleihen und dadurch *Cardo* zumindest zu einem virtuellen Marktplatz der Meinungen zu machen, erwies sich als beinahe undurchführbar. Denn die meisten Angefragten haben nie geantwortet oder antworteten nur dies: dass sie nicht mehr wissen, was sie sagen sollen

– als sei schon alles gesagt. Umso bemerkenswerter sind die Beiträge derer geworden, die aller Ratlosigkeit zum Trotz noch etwas sagen wollen und es zu schreiben wussten.

Alarmierend bleibt jedoch die Asymmetrie: Die allermeisten der AutorInnen stammen aus Deutschland, kein(e) einzige(r) aus Palästina. Was würden diejenigen erzählen, die nicht selbst zu Wort gekommen sind? Der einzige Weg, um auch ihre Stimmen zu ‚hören‘, scheint der Umweg über Bücher zu sein. Zum Zeichen der Verücktheit und Verkehrtheit dieser Lage haben wir in diesem Heft die übliche Reihenfolge in entsprechender Weise ver-rückt und umgekehrt: wir beginnen mit *Buchbesprechungen*. „Morgen wird alles schlimmer“ – so lautet ein programmatischer Titel. Dass es noch mehr zum Leben diesseits und jenseits der Mauer zu sagen gibt, zeigt neben den Rezensionen auch der offene Brief von *Frau Prof. Dr. Sumaya Farhat-Naser*, der unter http://www.heilig-land-verein.de/html/0611_farhat.html zu lesen ist. Nicht nur von einer unauf-lösbaren Spannung ist die Rede, sondern auch von originellen Versuchen, diese Spannung miteinander ertragen zu lernen.

In der Mitte des Heftes steht der aphoristisch-bibliophile Beitrag des Jerusalemer Dichters *Elażar Benyoëtz*, der zugleich all das in Frage stellt, was gerne im Zentrum sein und sich dort festsetzen will, und sei es der eigene

„Sitz im Leben“. Stattdessen singt er ein Lied von der Unruhe der Lebensbewegungen zwischen den (W)Orten, vom Zusammenleben und Auseinandergehen, von jenem Gut-und-Böse, das nicht zu begreifen ist, der Last des Menschendaseins und seiner Erträglichkeit durch das Namengeben, schließlich vom Hier-bin-ich Abrahams und Moses, die landlos, boden- und grundlos dennoch Grund und Boden für andere und deren Glauben wurden.

Im Zentrum bleibt demnach nur das, was nicht bei sich stehen bleibt, sondern sich nach außen bewegt und darin bis zum Äußersten geht. Zum Äußersten gehen, das heißt soviel wie zum Anderen zu gehen und über alle Gräben und Grenzen hinweg Begegnungen zu riskieren. *Dr. Uwe Gräbe*, selbst ein neues Gesicht in Jerusalem, beschreibt, wie sich dann, wenn Menschen zueinander kommen und einander wirklich ins Angesicht blicken, auch auf dem müden, verwundeten Antlitz Jerusalems ein Hoffnungsschimmer zeigt – wie etwa am Reformationstag in der Erlöserkirche, wo dieser Tag auf einzigartige Weise ökumenisch begangen wurde. Von einem alltäglicheren Tag an der Erlöserkirche berichtet *Dr. Jörg Schneider*. Im Schnittpunkt der Viertel und Wege bildet die Kirche eine Brücke zwischen den Menschen, die alle gleichermaßen, wenn auch auf verschiedene Weise, auf der Suche nach ‚haltbaren‘ Haltungen und einem Halt auf der Gratwanderung zwischen den Extremen sind – nach dem heilvollen Verlust jener Eindeu-

tigkeiten, die „die Anderen“ gar zu gerne eindeutig in der Zweideutigkeit platzieren. Vom Bau einer liturgischen Brücke aus Gesang, die buchstäblich über den Jordan geht und zur Irritation des Grenzregimes die Weihnachtsbotschaft mit sich trägt, schreibt *Dr. Joachim Negel*.

Hoffnung macht auch die überraschende Wende der Geschichte, die *Dr. Michaela Wirz* über eine problembeladene palästinensisch-jüdische Begegnung erzählt. Nachdenklich stimmt der ungewöhnliche Ansatz der Verständigung, der schliesslich zur Freundschaft zwischen der Jüdin, der Muslimin und der Christin geführt hat: nicht etwa im wieder und wieder wiederholten Imperativ des „Zachor!“ lag das Heilsame, sondern genau umgekehrt im gezielten Vergessen dessen, was immer neu verletzt, sobald es erinnert wird. Die unerwarteten Metamorphosen des „tabula rasa“-Motivs sind es auch, die deutliche Kontrapunkte zur endlosen Litanei der wechselseitigen Vorwürfe setzen und einen Weg weisen, der aus ihr hinaus und über sie hinweg führt.

Mitten hinein in die flirrende, spannungsvolle Intensität des Erlebens und zugleich in eine ironisch-selbstkritische Distanz zur eigenen Wahrnehmung führen die mit Hellsicht und Scharfsinn durchgeführten Beobachtungen und Reflexionen von *Dr. Sandra Lehmann*, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Rolle der Fremden in Jerusalem und insbesondere die Bedeutung des Deutschseins dort, an diesem Ort, zu bedenken. Die Paradoxa jenes Da-

seins werden in eine Sprache gefasst, die poetische Dichte und die Präzision philosophischer Prosa in sich vereint, die von der gar nicht leichten, gar nicht normalen Leichtigkeit der Normalität und dem Urteilenmüssen bei allem Misstrauen dem eigenen Urteil gegenüber spricht, und die in einer ernüchternden Phänomenologie der Scham und Entschuldigung das Fliehen vor der eigenen Identität erscheinen lässt – ohne allen schönen Schein. Doch hat die Chance das letzte Wort: die Chance der Menschwerdung als einer Möglichkeit, die Selbstprüfung und Revision nicht ausschließt.

Am Ende sei auf die Neuerungen verwiesen, die wir mit dieser Cardo-Ausgabe in das Redaktionskonzept einbringen. Zum einen haben wir die Bandbreite der Berichterstattung um die Rubrik der Rezension erweitert. Ein

weiteres Novum dieser Cardo-Ausgabe ist die Einführung eines *Schreibwettbewerbs*, mit dem das Thema des nächsten Heftes präliedert wird. Dadurch wollen wir auch engagierten und anregenden Beiträgen von StudienjährlernInnen eine Plattform eröffnen. Über die muntere, schreibfreudige Beteiligung vieler würden wir uns freuen!

Wir danken allen, die die fünfte Ausgabe von Cardo mitgestaltet und in ihrem Entstehen gefördert haben: den AutorInnen, den Vorständen des Forum sowie der Ökumenischen Stiftung Jerusalem und nicht zuletzt den Werbepartnern, die einen wichtigen Beitrag zur Finanzierung des Heftes geleistet haben.

*Claudia Welz
Kopenhagen*

Impressum

© 2007

Herausgeber:

Forum ehemaliger Studierender im
Theologischen Studienjahr Dormition
Abbey Jerusalem e. V.
Postfach 2706 – 48014 Münster

Redaktion:

Dr. René Dausner, Katharina Heyden,
Christian Kretschmer, Gregor
Scherzinger, Christiane Schneider,
Sabine Sprinkmeier,
Claudia Welz (v. i. S. d. P.)

Layout:

Gregor Scherzinger

Titellogo:

Gunnar Floss

Werbung:

Christian Kretschmer

Titelfoto:

Joachim Lauer

Von Büchern und Menschen

Amira Hass

Morgen wird alles schlimmer. Berichte aus Palästina und Israel

Beck, München 2006, 213 S., 19,90 €

Die israelische Journalistin Amira Hass, Tochter osteuropäischer Shoa-Überlebender, lebt als Korrespondentin der israelischen Tageszeitung Ha'aretz seit Jahren in den besetzten Gebieten. Mit „Morgen wird alles schlimmer“ hat sie nach „Gaza. Tage und Nächte in einem besetzten Land“ und „Bericht aus Ramallah“ (2004) ihr drittes Buch vorgelegt, das sich mit den Auswirkungen der israelischen Besatzung sowie der Intifada auseinandersetzt.

Neben einer Sammlung persönlich gefärbter Kolumnen, welche die Verfasserin zwischen 2001 und 2006 für die italienische Wochenzeitung „Internazionale“ geschrieben hat, veröffentlicht sie hier Essays zur Siedlungs- und Abriegelungspolitik sowie ihre Rede anlässlich der Verleihung des Anna-Lindh-Preises 2004.

Unter dem Titel „Diebstahl von Raum und Zeit“ beschreibt sie die Auswirkungen der Abriegelung, welche die Bewegungsfreiheit in-

nerhalb der besetzten Gebiete und die Möglichkeit zur Ausreise stark eingeschränkt oder gar unterbunden hat. Sie weist darauf hin, dass die Abriegelung nicht nur gravierende Folgen für das alltägliche Leben vor Ort nach sich zieht, sondern der palästinensischen Bevölkerung die Möglichkeit zur Selbstorganisation genommen hat, während sie andererseits den Israelis erlaubt, sich gegen diese andere Bevölkerungsgruppe abzuschotten und deren Belange zu ignorieren.

Nach dieser eher sachlichen Situationsbeschreibung konservieren die persönlich gefärbten Kolumnen Augenblicke aus fünf Jahren Besatzung und Intifada. Die Autorin unterstützt keine der beiden Seiten pauschal. Sie schildert interne Missstände in der palästinensischen Gesellschaft ebenso offen wie sie die Besatzung kritisiert. So setzt sie sich insbesondere mit dem Todeskult auseinander, der viele junge Menschen zu Selbstmordattentaten animiert und beschreibt die Ängste von Familien, die ihre Kinder lieber im Ausland oder gar

im israelischen Gefängnis sehen denn als Selbstmordattentäter. In ihrer Gesamtheit zeigen die Kolumnen jedoch vor allem die Härten, die mit der Besetzung einhergehen und die Menschen, die von ihnen getroffen werden: traumatisierte Kinder und hoffnungslose Erwachsene.

Diese Kolumnen zeugen vom journalistischen Selbstverständnis von Amira Hass, das auch aus ihrer Rede anlässlich der Verleihung des Anna-Lindh-Preises 2004 spricht: Ihre berufliche Tätigkeit zielt zum einen auf eine Kontrolle der Mächtigen ab und zum anderen darauf, einen Blick in die Winkel zu werfen, die von der Weltpresse sonst nicht wahrgenommen werden. Sharons Plan, aus Gaza abzuziehen, charakterisiert sie in ihrer Rede als bloße Taktik, die nicht geeignet ist, einen tatsächlichen Frieden nach sich zu ziehen.

In ihrem Essay „Israelischer Kolonialismus unter dem Deckmantel des Friedensprozesses (1993 – 2000)“ wird hinreichend klar, was sie zu diesem Ergebnis hat kommen lassen: Hier verweist sie auf die Tatsache, dass Siedlungsbau und Landenteignungen auch in den Jahren

des Friedensprozesses und bis in die Gegenwart vorangetrieben wurden. Die Besatzungspolitik bezeichnet Hass als „Kolonialismus“ im Sinne von „Eroberung, wirtschaftlicher Ausbeutung und Kontrolle der Zentren der Macht“, begleitet von einer fortschreitenden Legalisierung dieses Zustandes.

„Morgen wird alles schlimmer“ ist das Fazit, das sich für jeden Teil dieses Buches nahe legt. Es ist sicherlich geeignet, jene zu desillusionieren, die – allzu optimistisch – eine kurzfristige „Lösung“ des Konfliktes erwarten. Zugleich verdeutlicht das Buch, wie wenig pauschalisierende Urteile die Konfliktparteien treffen – und darin liegt vermutlich seine größte Stärke: Es ermöglicht einen Blick auf die palästinensische Gesellschaft, der tiefer reicht als die polarisierende Darstellung der Massenmedien. Amira Hass' Berichte setzen da an, wo die Kamera wegschwenkt. Sie zeichnen damit ein alltäglicheres und realistischeres Bild, in dem die verbreitete Schwarz-weiß-Malerei Grautönen weicht.

*Sabine Sprinkmeier
Bonn*

Lizzie Doron

Warum bist Du nicht vor dem Krieg gekommen?

Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt a. Main 2006, 131 S., 6,50 €

Die israelische Schriftstellerin Lizzie Doron (Jahrgang 1953) schildert in diesem Buch verschiedene Episoden aus dem gemeinsamen Leben mit ihrer Mutter Helena, einer Holocaust-Überlebenden.

Traumatisiert durch die Erfahrung der Shoa, entwurzelt und ohne jene Sicherheit, die Familie, Heimat, Selbstvertrauen und ein positives Gottesbild bieten können, schafft Helena sich, ihrer Tochter und dem Gedenken an ihre ermordete Familie einen Platz im Tel Aviv der 60er – 80er Jahre.

Es ist eine Selbstbehauptung an vielen Fronten, der sich Helena mit Erfindungsreichtum, Eigensinn und Chuzpe stellt – gegenüber der Armut, der Arroganz früherer Einwanderer und dem Weltbild der im Land geborenen Nachbarn, welches für wehrlose Opfer keinen Platz zu bieten scheint. Vor allem anderen ist es ein – letztlich aussichtsloser

– Kampf gegen die eigene Erinnerung, die auch Jahrzehnte nach der Einwanderung nicht verblasst und Helena den Zutritt zu einer wie auch immer gearteten „Normalität“ verwehrt.

Mit diesem Buch hat Doron nicht nur ihrer Mutter ein Denkmal gesetzt, sondern der gesamten Generation von Überlebenden. Behutsam und ohne jedes direkte Urteil gibt ihr Werk Einblick in eines der sensibelsten Themen der israelischen Gesellschaft: den Umgang mit der Shoa und deren Opfern. Es tut dies in einer Weise, die dem Leser teilweise Tränen in die Augen treiben und ihn an anderer Stelle zum Schmunzeln bringen, ganz sicher aber nicht gleichgültig lassen wird. Einfach lezenswert!

*Sabine Sprinkmeier
Bonn*

Valérie Zenatti

Leihst du mir deinen Blick?

Eine E-Mail-Freundschaft zwischen Jerusalem und Gaza

Cecilie Dressler Verlag, Hamburg 2006, 190 S., 12 €

Tal ist siebzehn und ein wenig naiv. Sie lebt in West-Jerusalem und führt das ganz normale Leben eines israelischen Teenagers. Schule, Liebe, Sinnfragen und erste Alkoholversuche gehören genauso dazu wie die Sorge um den in Gaza stationierten Bruder und das Heulen der Sirenen nach Selbstmordattentaten. Als jedoch in der unmittelbaren Nähe ihrer Wohnung eine Bombe explodiert, gerät das fragile Gleichgewicht ihres Lebens ins Wanken. Tal beginnt zu schreiben. Und sie sucht ein Gegenüber für das Geschriebene – in Palästina. In der Hoffnung, auf diese Weise das Leben, die Gefühle und Gedanken einer gleichaltrigen Palästinenserin kennen lernen zu können, bastelt Tal eine Flaschenpost, und bittet ihren Bruder, diese in Gaza ins Meer zu werfen. Der deutsche Titel des Romans „Leihst du mir deinen Blick?“ (der französische Originaltitel lautet: *Une bouteille dans la mer de Gaza*) ist ein Glücksgriff der Übersetzerin. Denn obwohl diese Bitte nicht von Tal, sondern in ganz anderem Zusammenhang vorgebracht, von deren Vater stammt, beschreibt er präzise, worum es Tal mit ihrer Flaschenpost geht.

Die Antwort an die eigens eingerichtete E-Mailadresse „Flasche“ (bakbouk@hotmail.com) fällt anders aus

als erwartet: Nicht eine zartfühlende Palästinenserin ist auf die Flaschenpost gestoßen, sondern „Gazaman“, der belustigt und ruppig auf den Verständigungsversuch der Israelin reagiert, ohne ihr Hoffnungen auf eine Fortsetzung der Kommunikation zu machen. Aber Tal ist dickköpfig und setzt sich durch. So entsteht eine Bekanntschaft, die selbst einen Militäreinsatz in Gaza und ein von Tal als Augenzeugin erlebtes Attentat in Jerusalem übersteht.

Der Leser nimmt an dieser Freundschaft Anteil, indem er E-Mails liest und den Selbstgesprächen von Tal und Naim lauscht. Letztere sind nicht immer ganz glaubwürdig, da die Verfasserin nicht nur die E-Mails, sondern auch die Selbstgespräche ihrer Figuren dazu nutzt, den Lesern Informationen über die Geschichte des Nahost-Konflikts zu vermitteln. Dieser didaktische Anspruch des Buches steht an manchen Stellen der literarischen Kohärenz entgegen.

Dennoch ist das Buch, das mit verschiedenen Jugendbuchpreisen ausgezeichnet wurde, lesenswert und besonders für Jugendliche zu empfehlen, die sich ein Wissen um den Nahostkonflikt und ein Gespür für das Lebensgefühl Gleichaltriger in Israel und Palästina seit der zweiten

Intifada aneignen wollen. So ungewöhnlich beide Figuren in der Aufgeschlossenheit füreinander auch sein mögen – sie wirken authentisch: Tal, die aus dem unbekümmerten israelischen Alltag durch die Katastrophe des Attentats herausgerissen wird; Naim, für den der einzige Ort der Freiheit, die einzige Möglichkeit, aus der Tristheit und Aggression des palästinensischen Alltags zu entfliehen, das Internet ist. Ihre Freundschaft wird erfrischend unsentimental geschildert. Sie entdecken zwar, dass auch auf der jeweils anderen Seite nicht nur eine graue Masse, sondern ein Individuum stehen kann. Bei aller persönlichen Annäherung aber können auch Tal und Naim die grundsätzliche Fremdheit nicht überwin-

den, die ihre beiden Völker trennt. Und so ist vielleicht die größte Stärke des Buches, dass es nicht einfach die weit verbreitete Meinung bestätigt, Feinde müssten sich nur persönlich kennen lernen, um Frieden zu schließen. Auf den Nahen Osten trifft diese einfache Regel nicht ohne Weiteres zu. Für Naim bleibt Tal eine Israelin – wenn auch eine „mit einem großen Herzen“. Und bei allem guten Willen zur Verständigung können auch Tal und Naim sich nicht darauf einigen, ob die Bombenexplosion in einem Jerusalemer Bus nun als „Angriff“ oder als „Attentat“ zu bezeichnen ist.

*Katharina Heyden
Berlin*

Margret Greiner

Jefra heißt Palästina. Ein Mädchen in Jerusalem

Piper Verlag, München 2005, 236 S., 13 €, Taschenbuch 8.95 €

Wäre die Hauptfigur dieses Romans nicht einer tatsächlich existierenden Palästinenserin nachgebildet, dann erschiene sie vielleicht unglaubwürdig. Zu viele Fronten sind es, an denen die siebzehnjährige Jefra sich behaupten muss: ihre Familie, in der sie als junge palästinensische Frau die traditionelle Rolle übernehmen, die Hausarbeiten erledigen und zu Gunsten ihrer weniger begabten Brüder auf ein Studium verzichten muss; die Schule, in der alte Freundinnen plötzlich das Kopftuch tragen, um im Kampf gegen die israelischen Besatzer ein Zeichen

zu setzen und dem Stolz ihrer Herkunft Ausdruck zu verleihen; die Verwandtschaft, in der Attentate auf Israelis mit einem großen Fest begangen werden; die Checkpoints, an denen sie von israelischen Soldaten schikaniert und gedemütigt wird; die Armut, in die sie und ihre Familie seit der zweiten Intifada geraten sind. Man wünscht sich beim Lesen eine Atempause, ein wenig Normalität.

Es gibt sie nicht, diese Normalität – nicht im Roman, nicht in der Realität. Und da „Jefra heißt Palästina“ ein auf einer realen Person basierender

Roman ist, bildet er eindrücklich das Fehlen jeglicher Normalität im Alltag der palästinensischen Bewohner Ostjerusalems ab.

Margret Greiner, die von 2000 bis 2002 am „Schmidt’s Girls College“ als Deutschlehrerin tätig war, hat die Hauptperson ihres Romans ihrer Schülerin Lama Tarayra nachgebildet, die 2004 mit dem Stuttgarter Friedenspreis ausgezeichnet wurde. Was im Einzelnen Dichtung und was Wahrheit ist, bleibt dem Leser verborgen. Aber mit dem Wissen um die Existenz eines realen Vorbilds wird der Roman zu einem beeindruckenden Portrait einer jungen Frau, die die Gratwanderung zwischen der Treue zu Palästina und seinen Traditionen und der Befreiung aus traditionalistischen und nationalistischen Engpässen wagt.

„Jefra heißt Palästina“ – dieser Meinung war zumindest Jefras Vater, ein palästinensischer Widerstandskämpfer, der zur Zeit der Geburt seiner Tochter in einem israelischen Gefängnis saß. In Wahrheit heißt „Jefra“ jedoch „ödes Land“ – eine Wahrheit, die die Tochter dem Vater nie offenbart hat, die sie jedoch jeden Tag neu erlebt.

Auch Jefra nimmt, wie die israelische Protagonistin in Valérie Zenattis Roman, über E-Mail zum ersten Mal Kontakt zur „anderen Seite“ auf. Ist diese Parallele Zufall oder deutet sie darauf hin, dass das Internet mit seiner Unverbindlichkeit tatsächlich das

geeignete Kommunikationsmittel für Palästinenser und Israelis sein könnte? Die auf diese Weise begonnene Bekanntschaft findet jedoch ein jähes Ende nach einem Bombenanschlag, von dem die Israelin Ruth durch den Tod einer Freundin unmittelbar betroffen ist und der sie in eine radikale Ablehnung des Kontakts zu der Palästinenserin Jefra treibt. Trotz ihrer Enttäuschung darüber, dass Ruth nicht zwischen ihr, Jefra, und einem Selbstmordattentäter unterscheiden kann oder will, nimmt Jefra an einem Peace Camp der Organisation „Building Bridges for Peace“ teil. Während der zwei Wochen, die Israelis, Palästinenserinnen und israelische Palästinenserinnen miteinander in den USA verbringen, entwickelt sich eine Freundschaft zwischen Jefra und der Israelin Shifra. Die beiden gründen eine gemeinsame Zeitschrift, die Brücken bauen soll zwischen ihren beiden Völkern.

Zu schlimm, um wahr zu sein – mochte man zu Beginn der Lektüre denken. Zu schön, um wahr zu sein – dieser Gedanke drängt sich am Ende des Buches auf. Aber das israelisch-palästinensische Netzwerk, von dem Jefra und Shifra träumen, wird tatsächlich aufgebaut – von Lama Tarayra, dem realen Vorbild für die Romanfigur Jefra, und ihren israelischen Freundinnen, die sie bei einem Camp von „Bridges for Peace“ in den USA kennen gelernt hat.

*Katharina Heyden
Berlin*

Josef Wohlmuth

Jerusalem Tagebuch 2003/2004.

Theologisch – spirituell – politisch

Aschendorff Verlag, Münster 2006 (JThF 8), 231 S., 34.80 €

Das Tagebuch als literarische Gattung ist von zwei Momenten geprägt: Zum einen von der chronologischen Erzählfolge, die unterschiedliche Themen, Orte und Personen wiederkehren lässt. Zum anderen ermöglicht das Tagebuch eine große persönliche Nähe, die gleichwohl – und darin liegt der künstlerische Reiz – Distanz zu wahren weiß. Beide Momente hat sich Josef Wohlmuth zu eigen gemacht, um die Erlebnisse und Reflexionen, die ihn während seiner Zeit als Dekan des 30. Theologischen Studienjahres in Jerusalem vom 1. September 2003 bis zum 16. April 2004 bewegt haben, aufzuschreiben.

Es mag sein, dass Wohlmuth diese ebenso originelle wie nahe liegende Idee, ein Jerusalem Tagebuch zu schreiben, leichter realisieren konnte, weil er bereits 1984/5 als Studiendekan tätig war. Ganz gewiss aber sind die Fragen, mit denen er Tag für Tag an die Begegnungen mit Menschen, Orten oder Texten herangeht, geprägt von seiner Schaffenszeit als Professor für Dogmatik an der Universität Bonn. Insbesondere seine intensive Beschäftigung mit dem jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas und die profunde Kenntnis der Heiligen Schrift sowie der Texte der Ökume-

nischen Konzilien und der Liturgie spiegeln sich in den täglichen Einträgen wieder. Von Beginn an werden thematische Fäden aufgenommen, die im Fortgang des Erzählens immer wieder zum Vorschein kommen und miteinander verwoben werden.

Der erste Gang in Jerusalem führt Wohlmuth in die Grabeskirche, wohin es ihn wieder und wieder ziehen wird. Das Grab Jesu, die Helenakapelle, in der er das Stein gewordene Meer voller Faszination berührt, und schließlich Golgotha. Der Leser verfolgt hier aufmerksam, wie sich der Autor diesem Ort, dem Ort der Versöhnung, zaghaft und ohne die historischen Zweifel auszuklammern in einem Gestus der zweiten Naivität nähert und am Ende auch diesen Felsen berührt. Diese Stelle ist umso eindrücklicher als Wohlmuth an anderen Tagen sich nicht nur mit historischen Fragen, sondern auch mit dem dritten Kapitel des Römerbriefs und der paulinischen Versöhnungs- und Rechtfertigungstheologie beschäftigt.

Wiederholt kommt Wohlmuth auch auf die persönlichen Begegnungen mit dem fast gleichaltrigen Dichterefreund Elazar Benyoët zu sprechen, den er sowohl in dessen Jerusalem als auch in dessen Tel Aviver Woh-

nung besucht. Die poetischen Texte, von denen Wohlmuth einige zitiert, haben auch seine eigene literarische Gestaltung beeinflusst, wie die axiale Form der Gedichte zu erkennen gibt. Durch diese literarische Experimentierfreude, die nichts anderes ist als die künstlerische Rückseite wissenschaftlicher Neugier, gewinnt das Tagebuch eine farbige Eigenständigkeit, die sich in der kreativen Verarbeitung biblischer Texte ausdrückt.

Gemäß einer Bemerkung in der Einführung versteht Wohlmuth den Charakter des Tagebuchs nicht in erster Linie als einen Bericht, so dass die vielfältigen Aktivitäten des Studienjahres ebenso wenig im Vordergrund stehen wie das politische

Tagesgeschäft. In diesem Kontext sei daher auch vermerkt, dass der Islam weit weniger beleuchtet wird als das Judentum. Dieser Umstand aber, der in dem spezifischen Forschungsinteresse Wohlmuths begründet ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Jerusalemer Tagebuch für all diejenigen Relevanz besitzt, die Jerusalem und Israel/Palästina bereits kennen oder noch kennen lernen möchten. Und nicht zuletzt für die eigene theologische Reflexion bietet das Tagebuch, das sich von jüdischem Denken inspiriert weiß, eine Fülle von Impulsen.

*Dr. René Dausner
Bonn*

Jerusalem – Gesichter einer Stadt

Ein neues Gesicht in Jerusalem

Gespräch mit Dr. Uwe Gräbe

Es gibt ein neues Gesicht in Jerusalem: Dr. Uwe Gräbe, geb. 1965, ist Pfarrer der Evangelisch-lutherischen Kirche in Oldenburg und seit Mai 2006 Propst an der Erlöserkirche. Bereits während seines Studiums verbrachte er ein Jahr in Jerusalem. Er promovierte über „Kontextuelle palästinensische Theologie. Streitbare und umstrittene Beiträge zum ökumenischen und interreligiösen Gespräch“ (erschienen: Erlangen 1999). Das Gespräch führte Katharina Heyden.

Herr Dr. Gräbe, wie würden Sie das Gesicht Jerusalems in diesen Wochen beschreiben?

Es ist ein wunderschönes, aber verwundetes Gesicht. Ein Gesicht voller Narben: tiefe Gräben zwischen den Menschen – mal aus Beton, mal fast unsichtbar und dabei doch praktisch unüberwindbar. Mal schaut dieses Gesicht ängstlich drein, mal ratlos, nur selten auch mit einem Hoff-

nungsschimmer. Diese Hoffnungsschimmer zeigt es immer dann, wenn Begegnung möglich ist. Wenn Menschen zueinander kommen und sich gegenseitig wirklich ins Angesicht blicken statt sich damit zu begnügen, innerhalb des jeweils eigenen „Zirkels“ ihre Meinung übereinander bestätigen zu lassen.

Sie haben während Ihres Studiums die erste Intifada erlebt und leben und arbeiten nun seit einem halben Jahr wieder in Jerusalem. Was hat sich verändert?

Schon während der ersten Intifada habe ich manchmal den Satz gehört: „Schlimmer kann es nicht mehr kommen.“ Doch einige Zeit später war ich dann wieder hier, und es war schlimmer gekommen. Das habe ich dann noch ein paarmal erlebt. Selbst der Oslo-Prozess war für Menschen auf allen Seiten eine große Enttäuschung. Für die Israelis war er enttäuschend, weil der Prozess ihnen keine Sicherheit brachte, sondern im Gegenteil eine Zunahme an Selbstmordattentaten. Und für die Palästinenser war das im Prozess veranker-

te System der A-, B- und C-Zonen sowie der „Umgehungsstraßen“ der Beginn eines enormen Verlustes an Land und Bewegungsfreiheit, der im Bau der Sperranlage heute seinen (vorläufigen?) Höhepunkt erreicht hat. Nach dem nicht koordinierten Rückzug Israels aus seinen Siedlungen im Gazastreifen, dem jüngsten Libanonkrieg und einem fast endlosen Militäreinsatz in Gaza, der jedoch den Beschuss durch Kassam-Raketen (welche ja auf einfachste Weise in jeder Hinterhofwerkstatt zusammengeschraubt werden können) nicht zu stoppen vermag, herrscht nun völlige Ratlosigkeit. Und wieder wird gesagt: „Schlimmer kann es nicht kommen.“ Ich frage mich, was man in ein paar Jahren sagen wird.

In den letzten Monaten, vor allem seit dem „Karikaturenstreit“, wirkt der muslimisch-christliche Dialog im Westen sehr belastet und schwerfällig. Haben Sie den Eindruck, dass von den Palästinensern, die bei unterschiedlicher Religionszugehörigkeit durch ihre nationale Identität miteinander verbunden sind, Impulse für diesen Dialog ausgehen könnten?

Der „Dialog“ ist nicht erst seit dem Karikaturenstreit mühsam. Wir sind seit einigen Jahren weltweit in einer Phase, wo sich gesellschaftliche Gruppen, Religionen und Konfessionen vorrangig auf sich selbst besinnen, das eigene „Profil“ schärfen und dieses Profil zunehmend durch die Abgrenzung vom Anderen definieren. Einerseits mag man dies als

„normale“ Gegenbewegung zum Prozess der Globalisierung verstehen. Andererseits gibt es starke Interessengruppen, die sich bemühen, durch ein Anheizen dieser Dynamik die These Huntingtons vom „clash of civilizations“ zur „self fulfilling prophecy“ werden zu lassen. Diese Gruppen gibt es in den westlichen Gesellschaften ebenso wie in der palästinensischen Gesellschaft, und manchmal staunt man, welche eigenartige Interessenkoalitionen dabei zustande kommen. Natürlich gibt es daneben auch eine Gegenbewegung, die sich gerade im palästinensischen Bereich auf eine lange Tradition berufen kann, in der beachtliche christlich-muslimische Begegnungen stattfinden. Ob das auf den „Westen“ ausstrahlen kann, bezweifle ich. Die gesellschaftlichen Grundbedingungen sind da einfach zu unterschiedlich. Es geht ja nicht um rein religiöse Fragen, sondern um Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung, die Regeln des Miteinanders von Mehrheit und Minderheit.

Hat die Präsenz deutscher Soldaten in der Region Einfluss auf Ihr Lebensgefühl als Deutscher in Israel oder auf die Wahrnehmung von Deutschen durch Israelis und Palästinenser?

Es ist zuallererst eine Herausforderung für uns Deutsche, uns bewusst zu machen, welcher enormer Paradigmenwechsel in der deutschen Verteidigungspolitik hier stattgefunden hat. Lebensgefühle oder Wahrnehmungen

gen hier vor Ort sind demgegenüber sekundär.

Welche Bedeutung hat die innerchristliche Ökumene in Ihrem Arbeitsalltag?

Sie ist mein tägliches Brot. Mit allen damit verbundenen Freuden und auch Enttäuschungen. Momentan überwiegt jedoch ganz klar die Freude, denn am vergangenen Reformationstag haben wir hier an der Erlöserkirche ein echtes Stück Kirchengeschichte erlebt: Es war geradezu ein Raunen, das durch die zum Empfang versammelte Menge der Anwesenden ging, als im Anschluss an unseren Reformationstagsgottesdienst der Griechisch-Orthodoxe Patriarch Theophilos III von Jerusalem gemeinsam mit einer Delegation von Bischöfen und Priestern das Refektorium betrat. Dies war der seit Menschengedenken erste Besuch eines Griechisch-Orthodoxen Patriarchen von Jerusalem in einer evangelischen Kirche. Rasch wurden Stühle herbeigeschafft; der Bischof der ELCJHL (Evangelical Lutheran Church in Jordan and the Holy Land) und ich selbst als Propst nahmen den Patriarchen quasi in unsere Mitte. So ergab sich ein intensiver Gedankenaustausch über die Bedeutung einer vertieften Zusammenarbeit der Kirchen in Jerusalem für die Stärkung der christlichen Präsenz und des christlichen Zeugnisses im Heiligen Land. Und in der Tat: Die Präsenz der Kirchen war ja sichtbar in diesem Gottesdienst und auf diesem Empfang. Von den Armeniern war – treu wie

immer – Bischof Aris Schirvanian als Vertreter des Patriarchen gemeinsam mit Abuna Goossan Aljanian gekommen, der uns im Gottesdienst ein armenisches Gebet für die Einheit der Christen sang. Auch der neue Patriarchalvikar der Griechisch-Katholischen (Melkitischen) Kirche, Erzbischof Georges Michel Bakar, hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich zu kommen. Zu den zahlreich erschienenen Repräsentanten der Römisch-Katholischen Kirche gehörten unter anderem der Abt der Dormitio und der apostolische Nuntius. Und auch all die anderen – Syrer, Äthiopier, Kopten, Maroniten und die vielen Evangelischen Kirchen (unter anderem eine Bischofsdelegation aus den USA) – hatten hochrangige Delegationen entsandt, die sich auf dem Empfang im Anschluss an den Gottesdienst unter die Vertreter des diplomatischen Corps und der israelischen Behörden, jüdische und muslimische Gesprächspartner wie auch die vielen Gemeindeglieder unserer Gemeinden an der Erlöserkirche mischten. Ich weiß nicht, ob es auf der Welt noch einen zweiten Ort gibt, wo der Reformationstag in solcher Weise ökumenisch begangen wird!

Gibt es ein Gesicht in Jerusalem, das bei Ihnen besonderen Eindruck hinterlassen hat oder das Ihnen besonders wichtig geworden ist?

Ja. Es ist das Gesicht meines Lehrers David Flusser, des mittlerweile ver-

storbenen jüdischen Neutestamentlers, bei dem ich 1988/89 ein Jahr lang studieren durfte. Ein Jahr lang kam ich Woche für Woche zu seinem Oberseminar, welches er zu Hause in seinem kleinen Studierzimmer stattfinden ließ. Die erste Hälfte dieses Jahres war ziemlich mühsam: Flusser mochte mich nicht, und das hat er mir auch gezeigt. Doch ich hatte das Gefühl: Der Mann hat einen solchen Schatz an Erfahrungen und Kenntnissen - ich will von ihm lernen, egal wie unfreundlich er zu mir ist. Nach dem ersten Semester habe ich eine Seminararbeit bei ihm eingereicht, an der er wohl gemerkt hat, dass ich nicht ganz der ungehobelte Klotz bin, für den er mich bis dahin offenbar gehalten hatte. Von dem Moment

an durfte ich mich über regelmäßige Einladungen zu Kaffee und Kuchen bei der Familie Flusser freuen. Zum Abschied hat er mir dann sein Buch „Judaism and the Origins of Christianity“ überreicht. Als Widmung hat er hineingeschrieben: „Siehe Jes 49,6 und Apg 1, 6-8. Es ist die Zeit der Erfüllung und Freude, den Juden zuerst und dann den Völkern. Frisch in den Kampf mit den theologischen fleischlosen Gespenstern! Und ein fröhliches Herz, im Namen des Herrn.“ Diese Aufforderung ist mir seitdem zur ständigen Begleiterin geworden.

*Katharina Heyden
Berlin*

Situation, Geschichte, Urteil

Das Leben in Jerusalem ist nicht leicht. Die Stadt steht unter einer Spannung, die sich unmittelbar mitteilt, die sich der Wahrnehmungen bemächtigt und ihnen eine verschattete, zuweilen fiebrige, selten glückliche Intensität gibt. Die Intensität kann zur Last werden, was aber seinen Sinn hat: In der Intensität kommt das Leben zu sich selbst. Fast zerspringt es unter dem Druck der Erfahrung, in die es sich verdichtet hat und in der die Schwere der Physis, die Schwere der Welt samt des erfahrenden Leib-

körpers, verwandelt zurückkehrt. Intensiv leben heißt nie, leicht leben. Das ist die atmosphärische Wahrheit von Jerusalem, dem Ort, an dem die Dinge dunkel im Licht oszillieren und die Menschen – wie es heißt – „zu Gott schreien“.

Das Atmosphärische, die affektive Spannung gründiert das Denken. Sie gehört einem aufs Äußerste geforderten Bewusstsein. Nie enden die Situationen, die man zu prüfen und in denen man sich selbst zu prüfen hat. Intellektuell gewendet,

ist das intensive, nicht leichte Leben ruhelose, bis zur Schlaflosigkeit überdrehte Urteilskraft. Dies muss so sein, in Jerusalem wie in kaum einer anderen Stadt. Sicher ist es möglich, es sich leichter zu machen. Und sicher ist für die Einheimischen Jerusalems die Leichtigkeit, die etwa das Gerüst des Alltags, die Normalität gibt, lebensnotwendig. Die Normalität, die den Erfahrungsdruck dämpft und das Leben daran hindert, zu sich selbst zu kommen, hindert auch, dass es an sich selbst zugrunde geht, nämlich sich ganz erreicht und in der abstandslosen Nähe die Zeit verliert, Tod wird. Für den Fremden verbietet sich die Leichtigkeit der Normalität. Wenn er sich einheimisch stellt, lügt er. Sein Tod ist nicht der einheimische Tod, seine Funktion vor Ort ist die, das fremde Element zu sein, und nicht das integrierte. Wo er es sich leichter macht, macht er es sich schon zu leicht, d.h. zieht sich entweder zynisch in die Urteilslosigkeit oder auf eine übernommene Sicht der Dinge zurück. Das Kommen dessen, worum es in Jerusalem geht und von jeher gegangen ist, das Kommen einer Ordnung des Friedens, braucht den rastlosen Blick. Nur dieser lichte, fast überklare Blick, der Blick derer, die fremd sind und bleiben, kann den Schlaf der Vernunft, die stumpfe, nachgiebige Partizipation am Faktischen unterlaufen und die Zahl der von ihr geborenen Ungeheuer minimieren. Seit Beginn der Welt will der fremde Blick Aufklärung.

In Jerusalem schneiden sich die verschiedenen Problemkreise. Jeder von ihnen hat seine besondere Virulenz, und sie alle gehören zusammen: der Nahe Osten als Krisenzone, der US-amerikanische Imperialismus, der islamische Fundamentalismus, das Verhältnis von Säkularität und Religion. Kaum gibt es eine Form von religiöser, aber auch politischer Verblendung, die sich in Jerusalem nicht studieren ließe. Die ständig nötige Prüfung resultiert aus der Tatsache, dass sich noch die größte Verblendung nicht einfach abtun lässt, dass sie ihr Moment von Wahrheit haben kann, und dass Verstehen oder zumindest dämmernde Einsicht verlangen, dieses Wahrheitsmoment herauszufiltern, um danach erst den schmutzigen Rest liegen zu lassen. Dabei stehen die Kriterien, nach denen der Filterungsprozess abzulaufen hat, nur vage fest, ja, sie sind so vage wie das Wahre und das Falsche selbst, sobald sie mehr als Ideen sind und konkret über sie entschieden werden muss. Die Entscheidung über Wahr und Falsch macht die objektive Prüfung zur Selbstprüfung. Oft legt die Selbstprüfung den latenten Hang zum Selbstbetrug offen, aus dem die oben bezeichnete Lüge, sich einheimisch zu machen, hervorgeht. Manchmal auch kann die Selbstprüfung zu der skeptischen Frage führen, ob sich überhaupt angemessen sagen lässt, wie es ist und wie es sein soll. Ob nicht vielmehr die Welt so beschaffen ist, dass gerade bei genauer Prüfung

nur schlechte Alternativen bleiben.

Es ist nicht möglich, als Deutsche über Jerusalem zu schreiben, ohne über das Deutschsein in Jerusalem zu schreiben. Immerhin erhellen sich an ihm die Schwierigkeiten des Urteilens.

Das Deutschsein tritt in Jerusalem in Momenten eines ungeheuren Schamgefühls zutage, an das sich die Intuition schließt, nach der Shoa, nach einem solchen Verbrechen sei alles für immer verloren. Welt und Menschen machten nur noch irgendwie weiter – was sollen sie auch sonst tun, die Welt ist ja nicht untergegangen, die Menschen leben noch, also machen sie weiter wie bisher, zu Sonnenaufgängen und Sonnenuntergängen, obwohl eigentlich alles vorbei ist. – Diese Sätze zeigen, dass sich in Jerusalem sogar Intuitionen ins Allgemeine flüchten können. Denn den Kern der Scham bildet das Prädikat „deutsch“, das in engster Verbindung mit der Shoa steht und das, wenn man deutsch ist, auch in Verbindung mit einem selbst steht, ob man will oder nicht. Aber kann man denn nicht wollen? Und wohin zieht man sich zurück, wenn man nicht will? Etwa in den Menschen, der man ist? Der ist zu wenig.

Deutschsein in Jerusalem hat viele Facetten, die auf den Kern der Scham, das Prädikat „deutsch“, zurückweisen.

Deutsch ist z.B. der Wunsch, jüdisch zu sein. Im extremen Fall werden Deutsche zu Juden, konvertieren, fingieren eine deutsch-jüdische Biographie, heiraten in ein orthodoxes Milieu hinein. Weniger Entschlossene geben sich zumindest säkular-jüdisch, vom Lebens- und Kleidungsstil bis hin zur politischen Meinung, für die es sich gut macht, über die Mängel des israelischen Sozialsystems zu klagen, aber die Situation in der Westbank auszuklammern.

Deutsch ist auch der Stolz darauf, einen engen Umgang mit Juden zu haben, mit ihnen zusammenzuarbeiten oder gar privat mit ihnen befreundet zu sein. Vom Prädikat „deutsch“ her ist der jüdische Freund oder die jüdische Freundin ein besonders wertvolles Pfand, der Beweis, es vom Deutschen zum guten Menschen geschafft zu haben, rehabilitiert zu sein. Solcher Drang nach Rehabilitierung lässt sich von Jerusalem aus bis hinein in die in diversen Bereichen deutscher Politik, Wissenschaft und Kultur geläufige Praxis verfolgen, die mit Zuneigungsbeweisen umworbenen Juden institutionell zu verankern, wenn auch selten mehr als einen von ihnen, weil sich Inflation wertmindernd auswirkt. – Deutsch ist, es um des Deutschen willen gut zu meinen mit den Juden.

Ebenfalls deutsch ist das sich über das Schamgefühl legende Gefühl von Erleichterung, das sich im

Umgang mit palästinensischen Arabern herstellt. Sich über das den Palästinensern zugefügte Unrecht zu empören, rechtfertigt den sich Empörenden. Er ist auf der richtigen Seite. Auf dieser Seite dünnt der Verbrechenscharakter der Shoa aus. Der Deutsche unter Arabern wird schuldlos. Eine neue, entlastende Perspektive tut sich auf. Aus ihr erweist sich die falsche Seite des israelischen Unrechts als dieselbe Seite, die Deutschsein mit Scham konnotiert. Deutsch ist der Tonfall der Stimme, wenn der Deutsche sich dem Palästinenser als Deutscher zu erkennen gibt. Der Tonfall ist weitaus bestimmter als gegenüber Juden. In ihm schwingt die im Voraus sichere Freundschaftsbekundung des Palästinensers mit. Nennt der Palästinenser die Politik Hitlers eine gute Politik, muss der Deutsche das zurückweisen. Und doch gibt es im Prädikat „deutsch“ etwas, das sich an einer solchen Sicht der Geschichte beruhigt. Es ist das unheilbar Deutsche, vor dem sich Juden mit gutem Grund fürchten können.

Sobald man in Jerusalem verstanden hat, was Deutschsein bedeutet, ist der Ort kaum mehr erträglich. Der erste Impuls ist, möglichst schnell weg zu kommen, irgendwohin, wo das Deutschsein unscheinbarer ist und die Lebenszusammenhänge weniger von ihm vergiftet sind. Dieser Impuls ist nicht falsch, aber es wäre falsch, ihm nachzugeben. Stattdessen ist er in Jerusalem zu

bewahren – in der Hoffnung, über ihn das Deutschsein nicht abzustreifen, sondern gegen es leben zu lernen.

Deutschsein ist eine allgemeine und, indem die Geschichte die Bewegung des Allgemeinen ist, eine geschichtliche Zuschreibung. In der allgemeinen Zuschreibung liegt die ganze indifferente Gewalt der Geschichte, einer Geschichte, unter der die Menschen leiden, ohne sich von ihr lösen zu können. Die geschichtliche Gewalt ist die Gewalt der Menschen, ebenso wie die allgemeinen Zuschreibungen die Zuschreibungen der Menschen, der menschlichen Sprache sind. Die indifferente geschichtliche Gewalt und die Verstrickung der Menschen in sie lässt sich an einem aktuellen Beispiel illustrieren. An dem Wochenende, an dem der 2. Libanonkrieg ausbrach, titelte die Mehrheit der deutschen Tageszeitungen groß mit der Wiederauflage der Berliner Loveparade. Während sich das Tätervolk der Shoa inzwischen im vulgär-hedonistischen Konsumspektakel ausstellen kann, ist das Opfervolk weiter in der brutalen Logik der Feindvernichtung festgehalten, der zufolge es auf die gezeigte Stärke hochtechnisierter Waffensysteme, auf die von diesen hinterlassene Verwüstungsspur ankommt. Die Tatsache, dass beide, der ostentative Hedonismus wie die bei jeder Gelegenheit vorgeführte militärische Potenz, hysterische Züge haben, steht für die Tiefe der

von der Vergangenheit geschlagenen Wunden – in den Tätern wie in den Opfern, die untereinander ausmachen können, was schlimmer ist, das Deutschsein oder das Judesein. Angesichts dieser Wunden verbietet sich der Ruf nach einer geschichtlichen Gerechtigkeit, in der sich die grundsätzliche Gewaltsamkeit der Geschichte nur fortschriebe. Auf die an den Juden begangenen Verbrechen ließe solche Gerechtigkeit die Auslöschung der Deutschen folgen. Die bannende Gewalt der Geschichte und die Gewalt einer trügerischen Idee geschichtlicher Gerechtigkeit kann nur der ihr ausgesetzte Mensch brechen, indem er sich in der Geschichte von der Geschichte emanzipiert. Erst mit dieser Emanzipation, die sich der Geschichte stellt, ist der Mensch nicht mehr zu wenig, sondern eine eigene Größe. Deutschsein bedeutet so verstanden auch die Möglichkeit, sich in die an das Deutschsein gebundene Scham zu vertiefen, sie nicht loszulassen, sie und ihre Folgen in Rechnung zu stellen, mithin sich selbst zu misstrauen, um auf dem Grund dieses Misstrauens zum Mensch unter Menschen zu werden, der sich von menschlicher Gewalt und einer allgemeinen Verfügungssprache lossagt. Die geschichtliche Identität speist sich ein in die wahre Identität, die kein Zustand, sondern ein Prozess ist. Menschsein heißt zu wissen, dass es kein Menschsein gibt, dass es stattdessen auf das Menschwerden ankommt.

Die Menschwerdung vollzieht sich im Abstand von den gegebenen Ordnungen. Sie ist das konkrete Allgemeine, das als praktisch umzusetzende Wahrheit universal gilt und daher weder Ort noch Zugehörigkeit braucht. Ihre Dimension ist das Urteil, nicht dasjenige Urteil jedoch, das den Besitz endgültiger Einsichten prätendiert, sondern das situative Urteil, das das Wissen um die Abgründe der eigenen Stellung einbegreift und sich damit dem Prozesscharakter der Wahrheit öffnet. Das situative Urteil ist geschichtlich, aber es konterkariert die Geschichtlichkeit, indem es eine Wahrheit behauptet, die die notwendige Revision der jeweiligen Urteilswahrheiten durchwirkt. Das ist die schwierige Lage des situativen Urteils. Die Erfahrung des Deutschseins in Jerusalem wirft ein Licht auf sie. Das bedeutet nicht, dass diese Erfahrung gleichsam erkenntnistheoretisch ausgezeichnet ist. Jeder, der aufmerksam ist, kann sie überall machen. Es muss z.B. nur der Moment kommen, an dem er sich durch eine Wirklichkeit bewegt und alles, auch die Menschen, denen er begegnet, auch die Worte, die sie ihm sagen, zu einer zerstörten Landschaft wird. Dieser Moment von Hellsicht ist eine Chance.

*Dr. Sandra Lehmann
Jerusalem*

»Il passo sospeso della cicogna«

oder

Von der grenzüberschreitenden Kraft altchristlicher Taufliturgie

Auf beiden Seiten eines breit dahinströmenden Flusses – der von Militärpatrouillen bewachten Grenze irgendwo im Norden Griechenlands – hat sich eine Gruppe von Menschen versammelt: eine Hochzeitsgesellschaft. In einer stummen, beklemmenden Zeremonie traut der Priester Braut und Bräutigam über den Strom hinweg, aber das Rauschen des dahinströmenden Wassers ist so laut, daß die Gebete und die Vermählungsworte buchstäblich verschluckt werden. Auch die über den Fluß hinweggespendete Brautsegnung mit geweihtem Wasser hat nicht die Kraft, die Trennung wenigstens zeitweilig aufzuheben. Wortlos entfernen sich die Gruppen voneinander: zwei Familien, die durch die Ungunst der politischen Umstände nicht mehr zueinander finden können.

Zu dieser gespenstischen Inszenierung einer unüberwindlichen Grenze – eine Schlüsselszene in dem preisgekrönten Film von Theo Angelopoulos „Der schwebende Schritt des Storches“ [1991] – habe ich im vorletzten Studienjahr eine nicht minder eindrucksvolle Gegenszene erlebt. Es war am 19. Januar, nach julianischem Kalender Tag der Taufe des Herrn, und wie so oft war das Studienjahr aufgebrochen, um das Epiphaniestfest der altorientalischen

Christen an der traditionsreichen Taufstelle am oberen Jordanlauf mitzuerleben. Es ist ein strengbewachtes Gebiet unweit von Jericho, gesäumt von Stacheldrahtverhauen und Minenfeldern, aber einmal im Jahr öffnen die israelischen Militärbehörden diesen Ort, um den Westsyrem und Kopten, den Äthiopiern und Armeniern die Gelegenheit zu geben, ihr Weihnachtsfest zu feiern.

Den Kontrast kann man sich schärfer nicht vorstellen: hier eine Reihe festlich gestimmter Gemeinden von mehreren hundert Gläubigen, die mit hohem Ernst eine feierliche Messe nach der anderen zelebrieren; dort einige Dutzendschaften schwerbewaffneter Soldaten, die das Geschehen gelangweilt und kaugummikauend beobachten. Am Ende der liturgischen Feierlichkeiten, die auf einem kleinen Hügel oberhalb des Jordanflusses stattfinden, erwartet den Besucher ein Ritus der besonderen Art: Die Gemeinden ziehen unter dem Gesang von Psalmen und Litanen in einer Prozession an das Ufer des Jordan, und ein aus Blumen geflochtenes Kreuz, das an einem dünnen Seil befestigt ist, wird vom Diakon in den Fluß geworfen. Dreimal wird es aus dem Wasser herausgezogen und wieder hineingeworfen, herausgezogen und wieder hinein-

geworfen, um dann als eine Art Aspergil Verwendung zu finden, mit dessen Hilfe der Priester die versammelte Gemeinde segnet. Gewöhnlich stürzen sich danach die Leute auf das Blumenkreuz; jeder versucht, von dem heiligen Gegenstand einen Zweig, eine Blüte, ein paar Blätter zu erhaschen, um sie als Reliquie nach Hause zu tragen. Doch in jenem Jahr war alles anders.

Gegenüber der Taufstelle auf jordanischer Seite befindet sich ein griechisch-orthodoxes Kloster, und einer der Mönche (vielleicht angelockt vom Gesang der Gläubigen) war herausgetreten und hatte sich an den Fluß begeben, um das Geschehen genauer beobachten zu können. Auch auf jordanischer Seite waren einige Dutzendschaften von Soldaten aufgeboden, auch sie bis an die Zähne bewaffnet, kaugummikauend und gelangweilt wie ihre israelischen Kollegen. Wie nun der Mönch auf jordanischer Seite ans Flußufer tritt, geht auf der gegenüberliegenden Seite eine Bewegung durch die Menge. Statt die langerwartete Segnung mit dem wassergetränkten Blumenkreuz vorzunehmen, unterbricht der syrische Priester für einen Augenblick die Liturgie und winkt dem Mönch auf der gegenüberliegenden Seite freundlich zu. Dieser winkt zurück, man versucht, sich ein paar Worte zuzurufen – aber die Distanz ist zu groß, um sich verständlich zu machen. Da singt plötzlich irgend jemand aus der Gottesdienstgemeinde dem Mönch auf dem anderen Ufer den laut vernehmbaren Ruf zu: „Kyrie eleison“, und ohne zu zögern antwortet dieser: „Christe eleison“. Das Signal ist gegeben, und in Ruf und Gegenruf hebt

eine Litanei an, die die beiden ansonsten so streng voneinander getrennten Ufer auf das schönste miteinander verbindet. Auf den Gesichtern der Soldaten zu beiden Seiten macht sich Verlegenheit breit: So hatte man sich die Veranstaltung nicht vorgestellt. Je länger, um so kraftvoller wird die Brücke aus Gesang, auf der die Engel, diese Boten der Verständigung, hinüber- und herübergleiten. Die Soldaten schauen irritiert, verständnislos, werden schließlich ärgerlich, aber der griechische Mönch auf jordanischer und die syrischen Christen auf israelischer Seite lassen sich davon nicht stören. Dies ist ihr Tag. Heute bestimmen sie das Grenzregime. Auf ihren Gesichtern ist eine Freude zu sehen, neu und unverbraucht, die allen, die dieser überraschenden und bezaubernden Stunde beiwohnen, eine Ahnung davon gibt, wie wohl der Gesang der Engel auf den Feldern von Bethlehem geklungen haben muß: „Ehre ist Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden seiner Gnade“ (Lk 2, 14). Und mit einem Mal mischt sich unter diesen Gesang jene andere große, nicht minder weihnachtliche Botschaft, die da lautet: „Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens“ (Lk 1, 78f.). Für einige lange Minuten war an jenem 19. Januar Wirklichkeit geworden, was diese Worte verheißen. Wer dabei sein durfte, wird es sein Leben lang nicht vergessen.

*Joachim Negel
Jerusalem*

Der Gott der Weisheit ist Toth

Versäume es nicht,
deinem Sitz im Leben
zu widerstehen

Ich stehe hinter meinem Wort,
nun stell ich mich davor.
Es bleibt ohne Rückendeckung

Paradoxien sind nötig, um das Banale
in den Griff zu bekommen

Hier kommt man nur zu seiner letzten Ruh

Will man in den Himmel,
muss man über den Berg
oder in die Wüste

Menschen, die lange zusammenlebten
gehen auch zusammen auseinander

Meine Erkenntnis reicht gerade aus, Gut und Böse zu unterscheiden, nicht aber das Wahre zu begreifen, das sie beide, Gut und Böse, ausmacht und zusammenhält. Um das zu können, müsste ich vom Baum des Lebens gekostet haben

Adam Irdisch

Oder:

Im wahren Namen liegt die Erträglichkeit der Daseinslast

Als Gott den Gedanken hegte, einen Menschen zu schaffen, überlegte er sich das laut und ausgedehnt, dass die Dienstengel es vernähmen: „Wollen wir einen Menschen machen?“ „Was ist der Mensch“, fragten die Engel, „was liegt an ihm?“ „Seine Weisheit“, sagte Er, „überfliegt eure Weisheit, auch ist er klüger als ihr.“ Nun führte er ihnen zum Beweis allerlei Tiere vor: „Was ist denn dies, wie sollte jenes heißen?“ Sie wussten das nicht; voll Weisheit, wie sie waren, fiel ihnen zu keinem Tier ein Name ein; sie waren nicht fähig, Wort und Tier aufeinander zu beziehen, zu verweisen. Nun führte Er dieselben Tiere Adam vor, und dieser warf einen einzigen Blick auf sie, und sagte unumwunden: „dieses hier heißt Ochs, und jene dort Pferd, Esel und Kamel“; die Namen kamen wie geritten aus seinem Mund heraus – „und Du“, unterbrach ihn Gott, „wie heißt denn Du?“ „Auf mich“, sprach Adam, „würde Adam passen, Adam Irdisch, bin ich doch aus Adama gemacht, der Erde ergeben, aus Lehm.“ „Und ich, Adam“, fragte ER, „wie soll ich heißen?“ „Adonaj musst Du heißen“, sagte Adam Irdisch, „bist Du doch Adon, ein Herr über alle von Dir Geschaffenen, auch über alle Taten.“ (Jesaja 42, 8) „Ich, der Herr, das ist mein Name“: „mein Name“ – den Adam mir gegeben hat. (Nach Midrasch Bereschit Rabba 17)

Hier-bin-ich

Abraham und Moses – Grund und Boden; Abraham – des Glaubens Grund, Moses – eines ewigen Volkes Nährboden. Abraham oder Moses? Die Jahrhunderte legten genug von Moses in Abraham. Ist die Frage aber auch nicht laut geworden, hörte sie doch nicht auf, die Gemüter und die Gedanken zu bewegen. Vom Schlüsselwort „Hier bin ich“ geht der Midrasch die Frage an. Bei zwei Gelegenheiten, heißt es da, stellte sich Moses dem Abraham gleich, Gott ließ ihn aber verstehen, dass ihm das nicht zukäme. Abraham hatte sich mit dem Ruf (Gen. 22, 1 und 12) „hier bin ich“ zur Hohenpriester-Würde und zum Königtum bereit erklärt, und er wurde des Priestertums (Ps. 110, 4) und des Königtums würdig erachtet; auch Moses rief „hier bin ich“ (Exodus 3, 4), aber mit den Worten „Nähere dich nicht hierher“ (ebd. Vers 5) wurde ihm angedeutet, dass er keine der beiden Würden erlangen könnte. Im Übrigen „ließ ER von Abram sich sehen und sprach zu ihm“ (Genesis 17, 1) – was er sehen durfte, ging weder aus dem Gehör noch aus dem Wort hervor. Gott war die Sicht, nicht die Einsicht, auch nicht, wie bei Moses, die Hörsicht und die Rufweite

Der Glaube ist harte Arbeit; der idealbiblische Mensch war zu dieser fähig und bereit - so entstand die Bibel. Aber auch in der Bibel gibt es nur wenige biblische Menschen, die Gott aus- und vertragen konnten

*Elazar Benyoëtz
Jerusalem*

Ein Tag an der Erlöserkirche

Januar 2007

Vier Uhr morgens in Jerusalem. Ein Muezzin hebt an, die Pracht und Majestät Allahs zu besingen. Mit dem Morgengrauen rufen immer mehr Muezzine auf, das Gebet zu verrichten. Ihre Rufe verdichten sich zu einem wabernden Gebetstepich über der Stadt. Um halb sieben läuten die ersten Glocken und bitten Mönche in die Kirche, Jesus Christus das Lob zu singen. Wer genauinhört, nimmt aus den Synagogen das Morgengebet zum Herrn wahr. Das Judentum ist eine stillere Religion, nach außen hin, gerade wenn an Chanukka abends in und an den Häusern immer mehr Öllämpchen entzündet werden.

Die Glocken der Erlöserkirche läuten erstmals um zwölf Uhr mittags. Der Vikar eilt nach einem Vormittag, der mit Besprechungen, Telefonaten und E-Mail-Bearbeiten angefüllt war, mit Losungsheft und Gesangbuch in die Andacht. Ob heute Einzelbesucher oder ganze Gruppen warten? Um Weihnachten herum gab es zumindest wieder mehr Einzelreisende in der Stadt, an Ostern mehr Gruppen - der Gradmesser an der Erlöserkirche ist jeweils, ob und wie viele Gottesdienstprogramme sonntags unerwarteter Weise nachkopiert werden müssen.

Insgesamt wagen sich mehr Leute ins Land. Sie wollen von der Situation hören. Viele sind erstaunt, dass es überhaupt autochthone Christen unter den Palästinensern gibt, und inzwischen auch einige Christen unter den russischen Einwanderern nach Israel. Dabei stand und steht die Wiege des Christentums in diesem Land, und genau diese Ursprünge suchen die Pilger. Sie suchen sie aber in den Steinen und Stätten, und nicht immer bei den Menschen. Ist ihnen aber dieses klar geworden, dann gilt es, viel Informationsbedarf zu decken. Evangelische arabische Pfarrer in Bethlehem oder Beth Jala erzählen ihnen dann von der schwierigen Situation einmal unter den Palästinensern selbst und unter der Besatzung. Die christlichen Gemeinden leiden unter der miserablen wirtschaftlichen, politischen und religiösen Situation. Wer kann, zieht zu Verwandten, die schon im Ausland leben. Sie setzen eine Auswanderungstradition fort, die im 19. Jahrhundert begann. Das ehemals christliche Bethlehem hat inzwischen die muslimische Mehrheit fast erreicht.

Die Besucher bekommen eine neue Sicht auf die Dinge. Sie werden zwischen proisraelischen, projü-

dischen und propalästinensischen Haltungen und den Anti-Haltungen hin und her geworfen. Es gibt keine Eindeutigkeiten mehr, und das ist gut so. Für immer mehr Fragen gibt es immer weniger Schlagwort-Antworten. Das Wissen aus den Medien über Anschläge, über Proteste gegen Abzüge aus dem Gaza-Streifen und gegen Räumungen von illegalen Siedlungen weicht einer Ahnung von der Normalität eines Lebens, eines angespannten Lebens gewiss. Ein Leben, das sich für Palästinenser um Identitätskarten dreht, die entscheiden, ob man ohne weiteres über die Checkpoints kommt, ob man eine Krankenversicherung in Anspruch nehmen kann, ob man seine Äcker und Haine jenseits der Mauer („the fence“ heißt das Bauwerk offiziell) bestellen kann. Und auf der anderen Seite ist bei Israelis die Normalität angespannt, ob die Zahl der Anschläge wirklich zurückging, ob irgendein politischer Ausgleich in Sicht ist oder ob die Regierung auch angesichts des herzkranken Ministerpräsidenten stabil genug bleibt für die immensen Aufgaben.

Normalität in der Altstadt heißt für die Erlöserkirche, genau im Schnittpunkt der Viertel und Wege zu stehen. Manch ein Tourist kommt der Ruhe wegen in die Kirche oder in den Kreuzgang. Diese ist samstags gemindert. Israelische Gruppen nutzen den Sabbat zur Erkundung der Altstadt, auch Familien touren

wieder durch die Läden.

Normalität heißt für diese Gemeinde, als kleine deutschsprachige Gruppe sonntäglich Gottesdienst zu feiern. Die Gemeinde will gastfrei für Konzertbesucher jedweder Nationalität und Religion sein und so eine Brückenfunktion ausüben. Die Brücke wird durch den Ort und die Mitglieder gebaut. Einige Gemeindeglieder sind mit Palästinensern oder Israelis verheiratet oder arbeiten im israelischen oder palästinensischen Umfeld. Für das Selbstverständnis der Gemeinde bedeutet das, auf Ausgleich bedacht zu sein, ausgewogen zu sprechen und um Verständnis zu werben. Diese Gratwanderung ist nicht leicht. So gilt es, beim Gemeindeabend-Programm darauf zu achten, dass politische und religiöse, israelisch-jüdische und palästinensische Themen gleichermaßen berücksichtigt werden. Eine wichtige Diskussion bleibt auch, ob der Christnacht-Gottesdienst wegen hebräischer Lesungen anbiedernd oder sogar missionarisch ist.

Der Abend bricht an. Der Nachmittag war angefüllt mit Vorbereitungen des vierteljährlichen Gemeindebriefts oder mit Predigtschreiben, auch für die Kurseelsorge in En Bokek am Toten Meer. Nach der dienstäglichen Chorprobe gibt es einen Gemeindeabend. Ihn hält vielleicht sogar ein Professor des Studienjahres. Kürzlich war Angelika Neuwirth da und brachte fast die

ganze Studierendenschaft mit. Bei diesen Abenden treffen Dormitianer auf Studenten von Studium in Israel oder auf Volontäre zum Beispiel von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Mit Letzteren bespricht der Vikar das Programm der Erlöserkirche für Volontäre im Heiligen Land. Es sind knapp 700 Deutsche zur Zeit. Die Erlöserkirche bietet eine Art geistliches Programm in Form von Exkursionen, Stadtspaziergängen und Literarischen Abenden. Bei diesen Gelegenheiten kann man etwas über die Aufgaben und Projekte dieser abenteuerlustigen und auch idealistischen Leute erfah-

ren. Bald fährt der Vikar mal wieder Orte besuchen, an denen besonders viele Volontäre arbeiten, etwa Kfar Tikva oder Nes Ammim.

So geht ein angefüllter Tag vorüber, die Altstadt schläft irgendwann im gelben Licht der Laternen. Nur noch die Katzen streunen über den Abfall. Doch bald lassen sich die Menschen anderntags wieder durch Gesänge und Glocken an ihren Gott erinnern.

*Dr. Jörg Schneider
Jerusalem*

Tabula rasa, oder: Ein ungewöhnlicher Ansatz der Verständigung

Einmal nahm ich mit Kollegen ein Taxi vom Checkpoint vor Bethlehem zur Jerusalemer Altstadt. Der arabische Taxifahrer fragte uns nach unserer Beschäftigung, worauf ihm die meisten antworteten, dass sie Historiker seien. „Geschichte“, sagte er verächtlich, „Geschichte ist schlecht, Geschichte ist die Wurzel alles Bösen.“ Auf unsere Frage, warum er so denke, antwortete er, er stelle sich oft vor, wie das Leben in Israel verlaufen würde, wenn eines Morgens alle aufwachten und sich an nichts, gar nichts mehr erinnern könnten: „Wir würden uns alle verwundert anstarren und versuchen herauszufinden, warum so viel Mauer und Draht durch das Land verlaufen. Wir wüssten nichts mehr von 60 Jahren Kampf und wechselseitigem Blutvergießen. All das hier“, und er wies auf die Mauern der Altstadt, „hätte keine Bedeutung mehr. Wir würden uns wundern über die Postkartenstände mit Karten von der Klagemauer und dem Tempelberg und wahrscheinlich sagen: Warum kaufen Leute so was? Bilder von lauter altem Stein? Wir würden uns ganz neu kennenlernen. Tabula rasa. Wäre das nicht großartig?“

Anderthalb Jahre habe ich in Jerusalem gelebt, das heißt in Westje-

rusalem, und für mich stellt sich schon bei der Frage, wie ich dieses Westjerusalem zu definieren habe, ein Problem. Offiziell gilt die Definition, dass Westjerusalem der jüdisch oder wenigstens hauptsächlich jüdisch bewohnte Westteil der Stadt ist. Doch leben auch arabische Israelis, oder, wie sie sich lieber bezeichnet wissen möchten, Palästinenser hier. Naima, die ich über deutsche Freunde dort kennenlernte, gehört dazu. Sie ist promovierte Mikrobiologin und arbeitet zugleich am jüdischen Haddasah-Krankenhaus und an der arabischen Universität von Jerusalem, Al-Quds, die jetzt hinter dem von Israel errichteten „Schutzzaun“, einer stellenweise 7 Meter hohen Mauer, liegt. Für Naima ist es schon ein Problem, als muslimische, wenn auch nicht religiöse Frau alleine zu wohnen, was sie auch vor einem großen Teil ihrer Familie geheimhält. Sie hat sich für eine Wohnung in Westjerusalem entschlossen, weil sie qualitativ besser ist als die Wohnungsangebote in Ostjerusalem. Mit ihren Nachbarn, größtenteils Senioren und jungen Studenten, versteht sie sich ganz gut, bleibt aber immer skeptisch und benutzt jede Gelegenheit, über die israelischen Juden zu schimpfen, über ihre Politik und ihren vermeint-

lichen Mangel an Kultur. Meine deutschen Freunde und ich haben uns an das Experiment gewagt, sie mit unseren jüdischen israelischen Freunden zusammenzubringen, zuerst in Cafés, dann auch in unseren Wohnungen. Die Skepsis auf ihrer Seite war a priori größer als auf der unserer jüdischen Freunde: Diese reagierten auf den Hinweis, dass eine arabische Freundin zu uns ins Café käme, eher neugierig und erfreut, während Naima immer genau wissen wollte, wie die anderen „denn so drauf sind“. Und in diesem Sinne gestalteten sich auch die Treffen. Meine jüdische Freunde, größtenteils nicht religiös und politisch dem linken Spektrum zuzurechnen, legten größtmögliche Sensibilität an den Tag, während Naima meistens irgendwann, auch wenn der Kontext nicht gegeben war, auf die politische Situation zu sprechen kommen musste, um ihrem Unmut über die israelische Palästinenserpolitik freien Lauf zu lassen. Dies passierte insbesondere dann, wenn sie mich an einem solchen Tag zuvor zu einem Ausflug nach Bethlehem oder Hebron mitgenommen hatte, also in die West Bank, über zahlreiche Checkpoints und Kontrollen, an denen das Verhalten der israelischen Soldaten gegenüber der arabischen Bevölkerung zum Teil wirklich nur als schikanös bezeichnet werden kann.

Ein solcher Ausbruch Naimas steht mir immer noch vor Augen. Sie hatte meine jüdische Mitbe-

wohnerin Rinat durch mehrere Zusammentreffen so weit akzeptiert, dass sie meinen Vorschlag, zusammen mit ihr und mir doch mal in ein arabisches Restaurant in Ostjerusalem zu gehen, willig aufnahm. Rinat war wahnsinnig aufgeregt. In den 7 Jahren, die sie nun schon in Jerusalem lebte, war sie, abgesehen von der Altstadt, noch nie in Ostjerusalem gewesen, und sie war neugierig und voller Spannung, was es da wohl alles zu sehen gebe. Und als wir gerade 10 Minuten bei Tisch im vornehmen „Ambassador“-Hotel sitzen, platzt es aus Naima heraus, und sie beginnt, von der Okkupation ihres Landes zu sprechen, von der Rücksichtslosigkeit des israelischen Militärs, vom Leid ihrer Familie, von 60 Jahren Ungerechtigkeit. Auf meine Versuche, einzulenken und das Thema zuerst einmal so lange zu vermeiden, bis sie Rinat besser kennt, reagiert sie gar nicht. Aber ich brauche Rinat gar nicht zu beschützen. Sie lächelt nur ein wenig hilflos und sagt dann: „Wenn es Dir dann besser geht, lass Deinen ganzen Frust an mir heraus. Ich kann Dich verstehen, ich bin auch nicht glücklich darüber, was mit Euch passiert ist, und oft tut es mir sehr leid. Aber ich bin 25 Jahre alt, ich habe Deine Großeltern nicht aus ihren Dörfern vertrieben, ich habe Deine Freunde nicht schikaniert. Wenn wir jetzt damit beginnen, Massaker und falsches Verhalten auf beiden Seiten aufzurechnen, können wir bis morgen hier sitzen,

und dennoch erreichen wir nichts. Wir brauchen einen neuen Start.“ Wieder fällt das Wort „tabula rasa“. „Ich bin nicht so naiv, daran zu glauben, dass es im Moment auf breiter Ebene möglich ist. Aber zwischen Dir und mir vielleicht. Lass uns beide neu anfangen. Als zwei Menschen und sonst nichts. Wenn Du willst und kannst.“ Diese Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Naima und Rinat treffen sich immer noch regelmäßig, gehen zusammen ins Kino oder tanzen. Trotz Libanonkrieg, trotz der Vorfälle im Gazastreifen.

Einmal noch waren wir zu dritt im Café. Zu später Stunde fängt Naima an zu lachen, schaut Rinat und mich an und sagt: „Mir ist gerade ein guter Witz eingefallen: Eine Jüdin, eine Muslimin und eine Christin sitzen in Israel zusammen in einem Café und verstehen sich prächtig. Ende des Witzes.“ Und tatsächlich fangen wir alle schallend an zu lachen, nicht zynisch, sondern in dem stillen Einverständnis, dass wir vielleicht in einem kleinen Mikrokosmos unsere eigene „tabula rasa“ verwirklicht haben.

*Dr. Michaela Wirtz
Aachen*

Aktuelles aus dem Forum Studienjahr Jerusalem e.V.

Bericht über die Paris-Exkursion und Mitgliederversammlung des Forum Studienjahr

„Kind, du lernst nicht für den Lehrer – du lernst für’s Leben!“ – Wer hat diese gut gemeinte, jedoch vollkommen vergebliche Ermahnung in seiner Kindheit nicht gehört? Aber – Mutti hatte Recht!

Wer acht Monate mit stoischer Gelassenheit die Exkursions-Pitas verdrückt hat, lässt sich auch durch ein nicht-ganz-Weltklasse-Frühstück im Hotel nicht die Laune verderben. Wer die gleichen acht Monate seine Nase den Gerüchen des Jerusalemer Fleisch-Suqs ausgesetzt hat, hat für Pariser Metro-Düfte nur ein kurzes Nasenflügelflattern, wenn überhaupt eine Reaktion, übrig. Und die verschlungenen U-Bahn-Schächte, die ungestählte Zeitgenossen ob ihrer Enge, Verwinkeltheit und Länge an diverse drittklassige Horror-Schinken erinnern mögen, erwecken nach Hiskija-Tunnel und Akko-Exkursion bestenfalls Entdeckergelüste.

Paris also. Zu absolvieren war – wie anders zu erwarten? – ein Programm in bester Jerusalem-Manier: viel zu sehen, viel zu lernen, viel zu laufen. Da wir trotz verlängertem Wochenende nur zwei Vormittage für die „Bewältigung“ des Louvre Zeit hatten, und da dort, unter anderem, auch die Gruppenstärke limitiert ist, erschlossen wir uns das Museum in zwei Gruppen.

Prof. Dr. Martin Metzger führte in bewährter Weise durch die vorderorientalische und ägyptologische Sammlung. Und während sich unsereins, seine mitreißende Art und fachwissenschaftliche Potenz kennend und sich frühzeitig darauf einstellend, die Feinheiten akkadischer Kriegsberichte, apotropäischer Löwen und assyrischer Königsikonographie erneut ins Gedächtnis zurückrufen lies, zückte unsere offizielle Führerin Notizblock und Schreiberling und profitierte somit selbst von einer Führung, die für sie sicher genauso einmalig war wie für uns.¹

¹ Da es im Louvre bis auf wenige Ausnahmen untersagt ist, Führungen ohne offiziellen guide abzuhalten, buchten wir jeweils, dankbarerweise vermittelt durch Dr. Georg Röwekamp, „silent-guides“, um zum einen den offiziellen Bestimmungen genüge zu tun, andererseits aber auch auf den „Echten Metzger“ nicht verzichten zu müssen.

Zusammen mit unserer zweiten offiziellen Führerin, Natascha Salles, vollbrachte Dr. Georg Röwekamp es in der zweiten Führung, uns wenigstens einen kleinen Einblick in die sonstigen Schätze des Louvre zu vermitteln. Dass es angesichts einer Gesamtausstellungsfläche von 60.000m² (das sind, nun ja, ca. acht Fußballfelder) bei einem sehr kleinen Einblick bleiben muss – zumal wir es uns, zugegeben, nicht verkneifen konnten, den obligatorischen Blick auf die Mona Lisa und die Venus von Milo zu werfen – liegt auf der Hand.

Aber Paris hat nicht nur der Welt größtes Museum zu bieten. Und wie in Jerusalem der vormittäglich-mittägliche Besuch im Israel-Museum nicht unüblicherweise mit einer nachmittäglich-abendlichen Führung über den Ophel abgerundet wurde, folgten auf lange Wege im Museum noch längere außerhalb desselben: Georg Röwekamp und Natascha Salles führten uns in notgedrungen ähnlich kursorischer Weise über die Île de la Cité und machten uns mit den architektonischen Besonderheiten ihrer wichtigsten Bauten sowie einigen Aspekten mittelalterlicher Frömmigkeit vertraut.

Abgerundet wurde dieser ereignisreiche Tag durch die alljährliche Mitgliederversammlung. Neben den üblichen Berichten der jeweiligen Vereinsorgane galt es vorrangig, eine(n) Nachfolger(in) für Anne Sand zu wählen, die aus familiären Gründen ihr Amt zur Verfügung gestellt hatte. Durch die erfolgreiche Wahl von Christiane Schneider (Studienjahr 2004/2005) konnte der Ver-

einsvorstand zahlenmäßig komplettiert werden.

Am nächsten Vormittag boten unsere Guides im Louvre der jeweils anderen Gruppe ihr bewährtes Führungsprogramm. Der Nachmittag war – hier müssen wir bei zukünftigen Exkursionen definitiv noch straffen! – der freien Gestaltung überlassen. Ganz „zuhaus“ fühlen durften wir uns anschließend jedoch wieder beim abendlichen Vespertagottesdienst bei den Fraternités de Jérusalem in St. Gervais & St. Protais: So wie man in Jerusalem beim ersten Besuch eines Shabbat-Gottesdienstes vom windesschnellen Lesetempo überfordert ist und sich letztlich resigniert darin schickt, hebräisch klingendes Gestammel zu produzieren oder ganz zu schweigen, ermüdete auch hier nach kurzer Zeit der Wille, simultan durch den französischen Psalter zu stolpern und eine dem Gesang der Vorsänger passende Melodie zu erfinden.

Diejenigen, die nicht schon am Morgen aufbrechen mussten, lockte am Sonntag noch ein letzter Höhepunkt: Der Besuch eines Gottesdienstes mit anschließendem Orgelkonzert in St. Sulpice. Die Cavaillé-Coll-Orgel – deren Geschichte Sven Salwiczek so lebendig wie fachkundig erschloss – bereitete uns einen Ohrenschaus der besonderen Art und der Exkursion damit ein gelungenes Ende.

*Albrecht von der Lieth
Münster*

JERUSALEMER THEOLOGISCHES FORUM

Es ist inzwischen schon gute Tradition, dass im *Cardo* ein kurzer Überblick über das Jerusalem Theologisches Forum erscheint. Seit der letzten Ausgabe können wir (noch) keine Neuerscheinungen vorstellen, allerdings gibt es sehr wohl Neuigkeiten und zudem möchten wir bereits auf diejenigen Bände hinweisen, die bald erscheinen werden.

Neue Schriftleitung

Die erste Neuigkeit betrifft die Unterzeichner dieses Artikels; denn erstmals meldet sich an dieser Stelle eine neue Schriftleitung zu Wort, da Achim Budde und Oliver Schuegraf dieses Amt nach ca. achtjähriger Tätigkeit niedergelegt haben. Wir möchten deshalb die Gelegenheit wahrnehmen, uns Euch und Ihnen kurz vorzustellen: Wir – das sind Nikodemus C. Schnabel OSB und Christian H. Schramm, beide Studienjahr 2000/2001, beide z. Z. mit einem Promotionsvorhaben in der theologischen Wissenschaft befasst – freuen uns, dass uns die Herausgeber des JThF die Schriftleitung anvertraut haben. Wir fühlen uns geehrt und nehmen diese verantwortungsvolle Aufgabe gerne an. Über die Teilnahme am 28. Theologischen Studienjahr hinaus sind wir beide eng mit Jerusalem und dem Studienjahr verbunden: Der eine seit 2003 als Mönch der Be-

nediktinerabtei Dormitio B.M.V., der sich z. Z. an der Uni-versität Wien mit der „liturgischen Verehrung der Heiligen des Alten Testaments“ beschäftigt und Band 10 des JThF („Laetare Jerusalem“) herausgegeben hat; der andere als Studienleiter des 33. Theo-logischen Studienjahres, der im Begriff ist, die Erforschung „alltagsexegetischer Bibellektüren“ (Universität Münster) zum Abschluss zu bringen. Die Schriftleitungsstaffel wandert vom Studienjahr 1992/1993 zum Studienjahr 2000/2001 und angesichts der Tatsache, dass Oliver und Achim die Verantwortung für die Schriftleitung acht Jahre lang inne gehabt haben, ist es ein schönes Zeichen, dass nun zwei Theologen aus dem acht Jahre jüngeren Studienjahr nachrücken.

Veränderungen im Herausgeberkreis

Auch das Herausbergremium hat Änderungen zu verzeichnen. Die amtierenden Herausgeber, Prof. Michael Bongardt (Berlin), Priv.-Doz. Heinzgerd Brakmann (Bonn), Prof. Christoph Marksches (Berlin) und Prof. Hermann Michael Niemann (Rostock), haben auf ihrer Konferenz im vorigen Frühjahr beschlossen, den derzeitigen Dekan des Theologischen Studienjahres, Dr. Joachim Negel (Jerusalem) und die bisherigen Schriftleiter des JThF, Dr.

Achim Budde (Bonn) und Dr. Oliver Schuegraf (Feuchtwangen) in ihren Kreis neu aufzunehmen. Mit dieser personellen Ergänzung und Erweiterung sollen Stabilität sowie Tatkraft des Gremiums auf längere Sicht abgesichert werden.

*JThF 11: Stéphane Verhelst (u. a.),
Liturgia ibero-graeca sancti Iacobi Dei
fratris*

Der vermutlich nächste Band ist ein englisch- und französischsprachiges Werk und unterstreicht die inzwischen internationale Bedeutung unserer „Hausreihe“. Ein Team georgischer Wissenschaftler präsentiert die Ergebnisse ihrer Studien an bislang unbekanntem georgischen Handschriften der Jerusalemer Jakobus-Liturgie aus dem Sinai-Kloster. L. Xevsuriani, M. Shanidze, M. Kavtaria und T. Tseradze präsentieren eine englische Einleitung in das Thema und den Band, die Edition des georgischen Textes der Liturgie und eine englische Übersetzung. Stéphane Verhelst steuert den größten Teil zu dem Band bei: eine griechische Retroversion, einen liturgischen Kommentar und Studien zur Geschichte der Jerusalemer Liturgie.

*JThF 12: Martin Krause, Ausgabe des
Antiphonars aus Hamuli*

Die Antiphonar-Handschrift M 575, heute in der Pierpont-Morgan Library, New York, ist das älteste erhaltene Buch mit christlich-liturgischen Gesängen in koptischer Sprache.

Das Manuskript wurde bald nach dem 1. Weltkrieg in den Ruinen des Michael-Kloster bei Hamuli im Faijum gefunden, aber bisher nicht wissenschaftlich ediert. Nach Jahrzehnte dauernder Vorbereitung erscheint im JThF die seit langem erwartete Ausgabe dieser koptischen Texte mit einer Übersetzung in das Deutsche. Bearbeiter und Herausgeber sind die bekannten Münsteraner Koptologen Maria Cramer (†) und Martin Krause.

*JThF 13: Figuren der Offenbarung,
Gotteseinfahrung in den drei abrahami-
tischen Religionen und ihre theologische
Reflexion*

Nicht nur das Christentum – auch das Judentum und der Islam verstehen sich als Offenbarungsreligionen im strengen Sinn des Wortes. Gleichwohl ist die Selbstdefinition einer Religion als ‚Offenbarungsreligion‘ relativ jungen Ursprungs: Erst in Reaktion auf die europäische Aufklärung und in Abgrenzung von der durch sie hervorgerufenen Religionskritik begann man auf christlicher, später auch auf jüdischer Seite, die Kategorie ‚Offenbarung‘ zum Gegenstand theologischer Fundamentalreflexion zu machen. Seit einigen Jahren findet dieser Diskurs auch in der westlichen islamischen Theologie ihren Widerhall. Der vorliegende Band, der aus Diskussionen im 32. Theologischen Studienjahr Jerusalem (2005/06) hervorgegangen ist und vom dem Studienleiter Joachim Negel herausgegeben wird, dokumentiert in sechs



exemplarischen Beiträgen den derzeitigen Stand der Debatte aus christlicher, jüdischer und muslimischer Perspektive. Fünf Thesenreihen, die im Rahmen eines Abschluss-Symposiums in Jerusalem von studentischer Seite erarbeitet wurden, geben Einsicht in die Lebendigkeit dieser Debatte. In ihr wird nicht nur deutlich, welche partikuläre Konzeption die gegenwärtige universale Rede von ‚Offenbarung‘ theologiegeschichtlich gesehen darstellt; vielmehr geraten neben den Denkmöglichkeiten, die der Offenbarungsbegriff bereitstellt, auch eine Reihe von Problemen in den Blick, welche die durchgängige Verwandlung der Theologie in Offenbarungstheologie mit sich bringt.

Altbekanntes

Weiterhin erhalten alle Mitglieder des „Forum Studienjahr Jerusalem e. V.“ einen Rabatt von 20% auf alle unsere Bände! Bestellungen können unter Berufung auf die Mitgliedschaft direkt bei ludger.maas@aschendorff.de bestellt werden. Zu guter Letzt sei wie immer darauf hingewiesen, dass alle Ehemaligen, die gerade an einem Promotionsvorhaben sitzen, herzlich eingeladen sind, ihre Arbeiten dem JThF zur Veröffentlichung anzubieten. Genauere Angaben können jeder Zeit bei der Schriftleitung eingeholt werden: Mail bitte ab jetzt an claudius.schnabel@web.de.

*Nikodemus Claudius Schnabel
Jerusalem/Wien
Christian Schramm
Jerusalem/Münster*

Beitrittserklärung

zum

Forum ehemaliger Studierender

im *Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.*

1. Persönliche Daten

Name: _____

Vorname: _____

Geburtsname: _____

Titel: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Ort: _____

Telefon: _____

Telefax: _____

e-mail: _____

Studienjahr: _____

*Mit der Aufnahme der vorstehenden Daten in das Adreßbuch des
Forums Studienjahr und der Weitergabe an Vereinsmitglieder auf
Anfrage bin ich einverstanden.*

Die folgenden Daten werden nicht veröffentlicht.

Studienfächer: _____

Studienabschluß: _____

Berufsbezeichnung: _____

Derzeitige Tätigkeit: _____

Arbeitgeber: _____

2. Mitgliedsbeitrag

Ich ermächtige das **Forum ehemaliger Studierender im Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.** die folgende Summe als Mitgliedsbeitrag / Spende *einmal jährlich* per Lastschrift vom angegebenen Konto einzuziehen.

Summe: _____ Euro
Geldinstitut: _____
BLZ: _____
Konto-Nummer: _____

3. Spenden für wissenschaftliche Zwecke und Zustiftungen

Ich bin bereit, dem **Forum ehemaliger Studierender im Theologischen Studienjahr Dormition Abbey Jerusalem e.V.** folgende Summe als

- einmalige* *jährliche*
- Spende für wissenschaftliche Zwecke (mit entsprechender Spendenquittung)
- Zustiftung zur Vermögensbildung (mit Spendenquittung über die Verwendung für gemeinnützige Zwecke)

zur Verfügung zu stellen und ermächtige es zum Einzug von angegebenem Konto.

Summe: _____ Euro

Datum, Unterschrift

Bitte senden an:

Forum Studienjahr e.V.
Postfach 2706
D-48014 Münster

e-mail: forum@studienjahr.de

Neujahrsgruß der Ökumenischen Stiftung Jerusalem

Liebe Freundinnen und Freunde des Theologischen Studienjahres Jerusalem, wie jedes Jahr informieren wir Sie und Euch auch in diesem Heft über das Ergehen und Gedeihen der Stiftung des Forums. Mit der Einbindung unseres Berichtes in die Forumszeitschrift CARDO möchten wir die Zusammengehörigkeit von Stiftung und Forum festigen, und es auch all jenen Mitstifterinnen und Mitstiftern, die nicht im Forum Mitglied sind, ermöglichen, über die Stiftungsarbeit hinaus die Entwicklung von Forum und Studienjahr verfolgen und begleiten zu können.

Vorstandsarbeit

Mit seiner jährlichen Klausursitzung Ende September 2006 in Bonn hat der Stiftungsvorstand in neuer Besetzung seine Arbeit aufgenommen. Wilfried Eisele, dessen umsichtiges und zuverlässiges Engagement in der letzten CARDO Ausgabe bereits gewürdigt wurde, hat bei dieser Gelegenheit neben seinen Akten auch sein Wissen und seine Erfahrung weitergegeben und darüber hinaus noch einige konzeptionelle Akzente gesetzt. Nochmals herzlichen Dank dafür! Zudem galt es, den Zuschnitt der

Aufgabengebiete an die Interessen und das Vermögen des neu zusammengesetzten Stiftungsvorstandes anzupassen. So hat Dr. Achim Budde neben der unverzichtbaren Funktion der Wissenskontinuität das Feld der Öffentlichkeitsarbeit übernommen, Susanne Gutmann wird sich der Pflege der Konten widmen und Stefan Günther für die Gestaltung der Geldanlagen sowie Betreuung der Stifterinnen und Stifter zuständig sein.

Die konzeptionellen Überlegungen bezogen sich in Bonn auf die Gestaltung der Zusammenarbeit mit dem Vorstand des Forums. Insbesondere stand die Frage zur Diskussion, wie die Öffentlichkeitsarbeit und das Werbekonzept beider Gremien in Richtung Osteuropa aufeinander bezogen und abgestimmt werden können. Weiter haben wir uns – als langfristiges Projekt angelegt – die Überprüfung unserer Anlageformen nach ethisch verantwortbaren Kriterien vorgenommen. Für Tipps und Hilfe aus den Reihen des Forums sind wir immer dankbar. Großen Raum unserer Beratung hat das geplante Osteuropastipendium eingenommen, wovon auch in diesem Bericht noch ausführlich zu lesen ist.

Förderung

Seit einigen Jahren finanziert die Stiftung aus dem Kapitalerlös nun die Sprachkurse für Ivrit und Arabisch, die mittlerweile aus dem Studienjahr konzeptionell nicht mehr wegzudenken sind. So wird auch im Jahr 2007 wieder der wesentliche Teil der Stiftungsmittel in die tiefere Integration der Studierenden in die palästinensische und israelische Gesellschaft fließen. Mit der Leitung des Studienjahres und mit Frau Dr. Wedel vom DAAD sind wir uns einig, dass diese Kurse für das Studienjahr so wertvoll sind, dass ihr Weiterbestehen unbedingt auch dann garantiert werden soll, wenn die Stiftung künftig ihre Mittel auf das Osteuropastipendium konzentrieren muss. Wir werten es als Zeichen nachhaltiger Wirkung, dass unsere Stiftung einen programmatischen Akzent des Studienjahres initiierte, der sich dann so sehr stabilisierte, dass wir wiederum neue Förderkonzepte für das Studienjahr in Jerusalem entwickeln können.

Europastipendium

Ein solcher programmatischer Akzent soll mit dem Europastipendium gesetzt werden. Leider konnten wir die für dieses Unternehmen notwendige Kapitaletappe von 100.000 € bis zum Jahresabschluss 2006 noch nicht erreichen. So war es sicherer, noch ein Jahr lang die weiteren kontinuierli-

chen Zustiftungen abzuwarten, mit denen wir traditionell rechnen dürfen. Auch sind wir gerne bereit, weitere Institutionen oder Personen direkt und persönlich anzusprechen, wenn wir Hinweise erhalten, wo eine gewisse Bereitschaft zur Unterstützung unseres Anliegens vermutet werden darf! Wir planen nun die Ausschreibung eines Stipendiums zur Übernahme der Jerusalemer Studiengebühren für das Bewerbungsjahr 2008, so dass die Stiftung erstmals im Studienjahr 2009/2010 eine/n Theologiestudierende/n aus einem osteuropäischen Land nach Jerusalem schicken kann. Die Zeit bis zum Start wollen wir nutzen, um mit dem Forum gemeinsam an osteuropäischen Fakultäten ein Netzwerk zur Verbreitung unserer Ausschreibung zu errichten – und das heißt natürlich vor allem ein Netzwerk zur Werbung für die Teilnahme am Studienjahr!

Themenschwerpunkt 2009: Osteuropa

Uns ist bei unseren Überlegungen klar geworden, dass wir es nicht allein damit bewenden lassen sollten, unsere Fördergelder in Osteuropa an den Mann oder an die Frau zu bringen. Vielmehr sehen wir für das gesamte Forum und das Studienjahr eine immense Chance darin, das Themenspektrum Osteuropas auch auf anderen Ebenen zu erschließen:

Zur Begegnung orientalischer und okzidentaler Kultur und Religion

gehört – nicht nur aufgrund der russischen Einwanderer(-innen) in Israel – die Geschichte des osteuropäischen Judentums. Auch das Spektrum der Konfessionen und ihrer jeweiligen Positionierung in der Gesellschaft kann die Jerusalemer Perspektive und ihre Relevanz im europäischen Kontext sinnvoll erweitern. Vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus alter und neuer Provenienz sind die Erfahrungen aus Osteuropa wertvoller Erfahrungs- und Lernhorizont. Und nicht zuletzt kann auch das Thema Nationalismus und die Erörterung des Verhältnisses von Staat, Volk und Religion im Friedensprozess durch die Einbeziehung osteuropäischer Sichtweisen bereichert werden.

Diese wenigen Schlaglichter auf die inhaltlichen Potentiale des osteuropäischen Kulturraumes für das Studienjahr mögen verdeutlichen, dass es sich auch für das Forum und die Freundinnen und Förderer des Studienjahres lohnt, das Stipendium zum Anlass zu nehmen, um den Blick einmal insgesamt etwas genauer nach Osteuropa zu richten.

Wir haben dem Forum deshalb auf der Pariser Mitgliederversammlung vorgeschlagen, gleichzeitig mit der Vergabe des ersten Osteuropa-Stipendiums die Mitgliederversammlung des Jahres 2009 in einer osteuropäischen Stadt abzuhalten, und sie mit einer Exkursion und/oder einem Symposium und/oder dem Aufbau akademischer Kon-

takte (inklusive Bekanntmachung des Studienjahres) zu verbinden. Nach London und Paris also nun Prag? – oder Krakau? – oder Lublin? Oder ...?

Ideen und Taten gefragt!

Die Vollversammlung in Paris hat die Idee positiv aufgenommen und es gab bereits eine Reihe von Leuten, die spontan Kontaktpersonen oder interessante Zielorte nennen konnten. Bis zur nächsten Mitgliederversammlung wäre nun ein breit angelegter Diskussionsprozess wünschenswert, wie osteuropäische Theologie, Religion und Kultur adäquat thematisiert werden können. Schließlich müsste es gelingen, diejenigen, die Kontakte und Beziehungen zu Menschen, Orten und Institutionen in Osteuropa haben, zu vernetzen. Bis zur nächsten Mitgliederversammlung müsste ein Team gefunden worden sein, das Lust hat, so ein Wochenende – sei es als Exkursion oder als Symposium – im Jahr 2009 auf den Weg zu bringen.

Deshalb wenden wir uns wieder einmal an alle Studienjahrlerinnen und Freunde, mitzudenken, und uns oder dem Forumsvorstand Ihre und Eure Ideen und Einschätzungen zu diesem Vorhaben mitzuteilen und Ihre und Eure Gedanken, Erfahrungen und Kompetenzen in die inhaltliche Fundierung unserer Osteuropa-Idee für das Studienjahr einzubringen:

* Wer wäre bereit, eine Exkursion/ein Symposium in einer osteuropäischen Stadt mit vorzubereiten?

* Wer hat Kontakte an osteuropäische Fakultäten, die zur Verbreitung der Studienjahreswerbung oder zur Austragung unserer Mitglieder-Exkursion geeignet wären?

* Wer hat weitere inhaltliche Ideen, die den gemeinsamen Themenschwerpunkt 2009 bereichern könnten?

Kapitalentwicklung

Abschließend ein Wort zur unserem, oder besser Ihrem Geld: Nachdem unser Stiftungskapital im Jahr 2005 dank mehrerer sehr großzügiger Spendenaktionen deutlich gewachsen war, durften wir uns auch im vorigen Jahr über

etliche größere und kleinere Zustiftungen von sehr treuen Mitstifterinnen und Mitstiftern freuen, so dass unser Kapital nunmehr auf 96.000 € angewachsen ist und wir für das Jahr 2007 mit Zinserträgen von über 3.500 € rechnen dürfen. Die großen wie die kleinen Beträge bringen unser nächstes Etappenziel in planbare Reichweite und ermöglichen eine verlässliche und weiterführende Unterstützung des Studienjahres in Jerusalem.

Wir danken allen, die durch ihr Engagement oder Ihre Spenden zur Konsolidierung unserer Stiftung beigetragen haben und wünschen Ihnen und Euch ein gesegnetes Neues Jahr!

*Dr. Achim Budde
Susanne Gutmann
Stefan Günther*

Neues Werbematerial

Wie werden Studierende im 1.-3. Semester auf das Studienjahr aufmerksam? Eine Umfrage unter Studentinnen und Studenten der letzten Jahre ergab, dass nach wie vor das persönliche Erzählen von ehemaligen Studierenden oder Professorinnen und Dozenten in den meisten Fällen den Ausschlag gibt, eine Bewerbung abzuschicken. Doch daneben spielen auch die Internetseite sowie die an den Universitäten ausliegenden Werbematerialien eine wichtige Rolle.

Höchste Zeit also, die Werbematerialien auf einen aktuellen Stand zu bringen. Dazu entwickelte eine kleine Gruppe Ehemaliger in enger Kooperation mit dem Diplom-Designer Gunnar Floss in den letzten Monaten Ideen, suchte »sprechende« Bilder, entwarf Texte, um diese nachher wieder zu verwerfen und neue, bessere zu erstellen, diskutierte über Farbnuancen, Schriftarten und manuelle Trennungen – und allmählich erhielten die Ideen eine Form. Gunnar Floss hatte für das Forum Studienjahr bereits die Titelblätter des Jerusalemer Theologischen Forums und den Stiftungsflyer entworfen und war deshalb mit den besonderen Eigenarten des Studienjahres (und der Studierenden) bereits vertraut, so dass die Zusammen-

arbeit sehr gut funktionierte.

Von Beginn an war es das Anliegen, den Wiedererkennungswert aller Materialien, die etwas mit dem Studienjahr zu tun haben, zu steigern und die unterschiedlichen »Produkte« des Forums durch ein »corporate design« kenntlich zu machen. Deshalb wurden neben dem Flyer und dem Plakat für das Studienjahr auch ein neuer Schriftzug für das Forum entworfen, der sich auf Briefpapier und Stempel wiederfindet sowie der Forumsflyer überarbeitet. Eine entsprechende Aktualisierung der Internetseite soll noch folgen.

Im Hintergrund dieser umfangreichen Arbeiten standen vor allem drei Überlegungen:

1. Die Umfrage unter den Studierenden hatte ergeben, dass die Motivation, sich für das Studienjahr zu bewerben, hauptsächlich durch ein Interesse an der interkonfessionellen und interreligiösen Ökumene, sowie an der politischen Situation begründet ist. Die theologische Relevanz der Möglichkeit, das Land der Bibel zu erleben, die Bedeutung von Landeskunde und Archäologie, erschließt sich dagegen für viele erst vor Ort. Der neue Flyer versucht, auf die veränderte

Interessenlage zu reagieren und bietet großformatige Bilder und Texte gerade zu den Bereichen Ökumene, Dialog mit Judentum und Islam und Exkursionen, sowie zu den Lern- und Lebensbedingungen vor Ort.

2. In Zeiten eines immer größer werdenden Leistungsdrucks im Studium, z.B. durch die Einführung von Studiengebühren, und im Kontext der Neuordnung der Studien im Bolognaprozess muss rasch deutlich werden, dass das Studienjahr in Jerusalem einmalige Chancen bietet, die kein anderes Studienprogramm aufweist. Plakat und Flyer sollen ein Blickfang sein, der neugierig macht, mehr über das Studienprogramm zu erfahren, und zugleich schon zuverlässig über die Besonderheit des Studienprogramms informieren, dessen größtes Plus bekanntermaßen in der Verbindung von

»Lernen und Leben« liegt.

3. Das Studienjahr hat in der deutschsprachigen Universitätslandschaft einen hervorragenden Ruf. Trotzdem gab es in den letzten Jahren vor dem Hintergrund der verschiedenen Konflikte in der Region immer wieder uninformierte Anfragen, gerade auch von Seiten der Lehrenden: »Das Studienjahr – gibt es das noch?« Natürlich! Mit den neuen Werbematerialien dürften diese Fragen eindeutig beantwortet sein. Von nun an kann noch offensiver für das Studienjahr Werbung gemacht werden.

Aber bitte nicht vergessen: Die beste Werbung für das Studienjahr bleiben die Menschen, die daran teilgenommen haben und die mit glänzenden Augen davon berichten...

*Olaf Rölver
Würzburg*

Neu: Cardo-Schreibwettbewerb

Fortan wird das Thema jeder neuen Cardo-Ausgabe durch ein Ausschreiben im vorigen Heft präludiviert. Diesmal sind AutorInnen gesucht, die einen Beitrag zum Thema

Verstehen über Grenzen hinweg? Zur Hermeneutik des Religionsdialogs

verfassen. Die besten Beiträge werden in der nächsten Cardo-Nummer abgedruckt.

Was uns nicht vertraut ist, ist uns oft nur schwer verständlich. Fremdes oder Anderes kann uns verzaubern, aber auch irritieren. Andere oder Fremde können uns faszinieren, aber auch zutiefst in Frage stellen. Das früher Selbstverständliche ist auf einmal nur noch anders oder gar nicht mehr verständlich. Der Dialog zwischen Religionen bzw. den Vertretern verschiedener Religionen fordert die Beteiligten dazu heraus, die eigene Identität und Lebensorientierung für sich und andere verständlich zu machen, sie kritisch zu überdenken und vielleicht sogar zu revidieren und neu zu definieren. Religionen vereinen Tradition und Innovation. Beides bietet Verstehensaufgaben, konfrontiert uns mit Verstehensgrenzen und lässt uns nach Mitteln und Wegen der Verständigung suchen. Wo genau verlaufen die Grenzen, und wenn sie sich denn bestimmen lassen, können sie überwunden werden - wenn ja: wie, womit und wodurch, wenn nein: wie können wir mit dem Unverständlichen leben und einen modus (con)vivendi mit denen finden, von denen wir uns missverstanden fühlen und die wir selbst auch (noch?) nicht verstehen können?

Kreative Vorschläge sind willkommen!

Die Beiträge (max. 10 000 Zeichen inkl. Leerzeichen) sind bis zum 1. Juli 2007 per email an die Adresse cardo@studienjahr.de zu senden.

Zum Thema vgl.

- Scholtz, G./Kühne-Bertram, G. (Hg.), *Grenzen des Verstehens: philosophische und humanwissenschaftliche Perspektiven*, Göttingen 2002.
- Bongardt, M./et al. (Hg.), *Verstehen an der Grenze. Beiträge zur Hermeneutik interkultureller und interreligiöser Kommunikation* (JThF 4), Münster 2003.
- Härle, W./Preul, R. (Hg.), *Verstehen über Grenzen hinweg* (Marburger Jahrbuch Theologie XVIII), Marburg 2006.

Zu den Autoren

Elazar Benyoëtz ist Dichter mit Wohnsitz in Jerusalem und Tel Aviv, geb. 1937.

Dr. Uwe Gräbe ist Pfarrer der Evangelisch-lutherischen Kirche in Oldenburg und seit Mai 2006 Propst an der Erlöserkirche, geb. 1965.

Dr. Sandra Lehmann ist APART-Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien und am Franz Rosenzweig Minerva Research Centre for German-Jewish Literature and Cultural History in Jerusalem, geb. 1974.

Dr. Joachim Negel ist seit 2004 Studiendekan des Theologischen Studienjahres Jerusalem, geb. 1962.

Dr. Jörg Schneider, Studienjahr 1994/1995, ist Vikar der Württembergischen Landeskirche, geb. 1970.

Dr. Michaela Wirtz war bis April 2006 Postdoc Fellow am Franz Rosenzweig Minerva Research Centre for German-Jewish Literature and Cultural History in Jerusalem und arbeitet jetzt als Dozentin am Institut für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der RWTH Aachen, geb. 1975.



Länder der Bibel, Stätten der Christenheit und Welt der Religionen

Fordern Sie unseren **Katalog** an mit **individuellen Studienreisen** weltweit.

Unsere Länderfolder informieren Sie über mögliche Reiseziele für eine **Gruppenreise** Ihrer Gemeinde, Ihres Verbandes bzw. Vereins.

Vorab lernen Sie auf einer geführten **Informationsreise** die Kultur des ausgewählten Landes und seine Menschen kennen.

Rufen Sie an

0800/6192510 (gebührenfrei)

und informieren Sie sich.

Biblische Reisen GmbH

Silberburgstraße 121

70176 Stuttgart

Fax 0711/619 25 -811

E-Mail: info@biblische-reisen.de

www.biblische-reisen.de

